

Maximilian Schmidt

genannt Waldschmidt

(1832 – 1919)

Vitus

Erzählung

(1897)

I.

Pfingstmontag. Es ist ein Blühen und Duften allüberall. Der Himmel ist blau und die Luft erglänzt in den goldenen Strahlen der Morgensonne, die sich widerspiegeln in dem Tau der Gräser und Blumen, auf den Nadeln der Tannen und Fichten und den Blättern der Buchen und Birken, als wären sie besät mit Milliarden von Demanten. Am Saume des Waldes äst das Reh mit seinem Kitz, während auf den Zweigen die Vöglein ihre Liebeslieder singen und lustig flattern von Ast zu Ast, von Baum zu Baum. Dazu das bewegte Leben, welches die Menschen in die Landschaft bringen. Die Wege in dem Vorgebirge des Bayerwaldes sind heute mehr belebt denn sonst – ganze Gemeinden wandern auf denselben, zeitweise unter lauten Gebeten oder frommen Gesängen, denn das Ziel ihrer Wanderung ist die Wallfahrtskirche auf dem an der Donau gelegenen Bogenberge.

Eine solche Gemeinde ist auch jene eines zur Pfarrei Mitterfels gehörigen Dorfes – nennen wir's Obermennach – oberhalb des perlenreichen Gebirgsflüßchens Mennach gelegen, welches im tiefen Grunde gebettet, eine der prächtigsten Landschaften des Bayerwaldes durchfließt, um sich bei Bogen mit der Donau zu vermählen. Die Dörfler von Obermennach hatten sich mit Sonnenaufgang auf den Weg gemacht, um die etwa zehn Kilometer weite Strecke zeitig zurückzulegen und dem Hauptgottesdienste auf dem Bogenberge anwohnen zu können. Wie die meisten Gemeinden trugen auch sie eine prächtig verzierte, gewichtige Wachskerze als Opfergabe mit, welche mit Feldblumen bekränzt, vom Dorfschneider getragen wurde. Das Sträßchen führte in der Nähe von Mitterfels längs der in tiefer Schlucht rauschenden Mennach dahin, an deren östlichem Anhang wunderbare Felsenpartien von den abenteuerlichsten Formen aus dem Abgrunde emporragen. Das Tosen des über riesige Steinblöcke rauschenden Wassers schien das Gebet und den Gesang der Wallfahrer begleiten zu wollen und lauter und lauter zwitscherten die gefiederten Sänger. An einer Erhöhung angelangt, hatte man plötzlich einen freien, weiten Ausblick auf die Donauebene und in ungemessene Ferne bis hin zu den schneebedeckten Firnen des Hochgebirges.

Da verstummte das Gebet – lautlos, in Bewunderung der Schöpfung blickten alle zu der sich ihnen darbietenden Herrlichkeit, und manchen, der in frommer Hoffnung wallfahrte, um sich den Himmel zu gewinnen, überkam es wie Paradiesesahnen, es überkam ihn ein Gefühl, wie wunderschön es schon auf dieser Erde sei, wie sie schon ein Paradies sein könnte, wenn nur das Leben nicht so kurz und der Friede und das Glück nicht so sparsam wären – wenn die Menschen nicht wären mit ihrem Neide und ihrer Feindschaft und ihrer Schuld.

Die Wallfahrer gingen jetzt mehr in Gruppen und einzeln. Daß auf dieser Erde vom Paradiese nur wenig zu finden, bezeugte, in ein kleines Wäldchen eingetreten, eine am Wege stehende, rot angestrichene Martersäule, auf welcher ein bemalter Blechschild besagte „Hier starb am 11. Nov. 1870 der Kleiderhändler Martin Pfeffer infolge eines Raubmordes. R. I. P.“

Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen griff bei Ansichtigwerden des Marterls plötzlich nach dem Arm des neben ihr herschreitenden Mannes, des kerzentragenden Dorfschneiders. Dieser drückte ihr verständnisvoll die Hand, nahm seinen Hut ab und betete still ein Vaterunser; desgleichen tat auch das Mädchen. Dieses hatte ein dreieckiges, weißes Tuch über den Kopf geschlagen, welches unter dem Kinn gebunden war und teilweise den Kranz aus natürlichen Blumen mit zwei rotsidenen, über den Rücken herabhängenden Bändern verdeckte, welcher das Mädchen als Prangerin kennzeichnete, bestimmt, die Opferkerze auf den Berg hinaufzutragen. Die Kleidung der Prangerin war mehr bürgerlich als bauernhaft, denn während die anderen Frauen und Mädchen Mieder und etwas kurze, bunte Röcke nebst Schürze und Kopftuch trugen, umschloß ihren wohlgeformten Körper nur ein dunkelblau schillerndes Kleid. Ihr Gesicht war nicht gerade schön, aber ihre großen, dunklen Augen hatten einen ganz eigentümlichen Reiz; dabei war eine gewisse Anmut über ihr Gesicht ausgebreitet und ihr ganzes Wesen war so einnehmend, daß man die Pfeffer Bärbel überall gern sah.

Nachdem ihr Gebet für den Verunglückten beendet, wandte sie sich an den Mann, dessen Hand sie erfaßte, mit den Worten:

„Denk dir nur, Vata, heunt nacht hab‘ i von mein wirklin Vata träumt.“

„Mei‘, lass‘n ruh‘n in Frieden,“ entgegnete der Mann. „Bin i dir nöd a zwoata Vata wor‘n? Hast jemals g‘mirkt, daß i a Stiefvata bin?“

„G‘wiß nöd,“ erwiderte Bärbl; „kunt i die denn sunst so gern haben, grad als wennst mei‘ wirklicher Vata wärst? Dös woäßt ja von eh – aber halt träumt hat mir die vergangene Nacht, nöd nur von eam, sondern aa von unsern Nachbarn, sein Mörder –“

„Vom Holzer Vitus?“

„Ja, von dem und – von sein‘ Buam, ‘n kloan Vitus, mit dem i so unzertrennli gwen bin. Was wohl aus dem Büawerl wor‘n is?“ Sie dachte an seine hellblauen, großen Augen.

„Wahrscheinli nix G‘scheid’s,“ meinte der Schneider.

„Dös mag der Himmi verhüten!“ protestierte Bärbl. „Was hat er dafür kinna für die G‘walttat von sein‘ Vata.“

„Dös is richti – und z‘bedauern war aa sei‘ Wei, die in Elend und Jammer furtzogen is aus ‘n Land zu ihren Vata im Böhmerwald.“

Der Beginn eines neuen Rosenkranzes hinderte die beiden, ihr Gespräch weiter fortzusetzen.

Bärbels Stiefvater war gleich seiner Tochter nicht in bäuerlicher Kleidung, obwohl er die Anzüge der Bauern von nah und fern anfertigte und ungemein gesucht war. Er war als Dorfschneider bekannt und ein eigentümlicher Kauz. Viele nannten ihn den „g‘studierten Schneider“, da er in seiner Jugend mehr als Lesen und Schreiben gelernt, ja sogar ein Jahr im Schullehrerseminar studiert oder vielmehr nicht studiert hatte, denn er mußte mangels Talent das Studium aufgeben und wandte sich dann dem ehrsamen Schneiderhandwerk zu, in welches ihn Bärbels Vater einführte. Er war von langer, hagerer Gestalt und hatte einen unverwüstlichen Humor, der sich im Singen von Schnadahüpfeln besonders kund gab. Dann hatte er ein hohes Interesse an der Geschichte der Burgen und Klöster des Waldes, er wußte über alles Auskunft zu geben und unterhielt durch seine Erzählungen alt und jung, wobei er von der sogenannten Dichterfreiheit, d. h. der Erdichtung, riesigsten Gebrauch machte. Einige Jahre nach der Ermordung seines Meisters, Bärbels Vater, heiratete er die Witwe und ward so ein hausgesessener Mann, der die Jahrmärkte mit fertigen Kleidern bezog und allgemein als gutgestellter Mann galt, der sein Geschäft aus dem ff verstand.

Seine Frau, Bärbels Mutter, hatte sich von dem Schrecken, den ihr die Nachricht von dem Tode ihres Mannes verursachte, nicht mehr zu erholen vermocht; sie kränkelte fortwährend, und war vor etwa fünf Jahren zu Grabe getragen worden. –

Rüstig marschierten die Wallfahrer ihres Weges weiter, der sie alsbald in die Donauebene hinab nach dem berühmten Stifte Oberaltaich und eine halbe Stunde später nach dem Markte Bogen brachte, wo erst Rast gemacht und dann unter lautem Gebet der Bogenberg erstiegen wurde.

Kurz vor dem Aufstiege der Mennacher Gemeinde schleppte sich ein alter, in grauen Zwilch gekleideter Mann mit einem langen, über die Brust herabfallenden, gelblichweißen Bart und langen herabhängenden dünnen Silberhaaren, vom Arme eines neben ihm herschreitenden jungen Burschen kräftig unterstützt, den ziemlich steilen Berg hinan. An der Stelle, wo zunächst dem Wege eine Quelle entspringt, setzte sich der Alte auf die hier angebrachte Steinbank, um „auszuschlafen“.

Der Jüngling, gekleidet in eine blaue, kurze Tuchjacke mit gestickter Borte, eng anliegende, gelbliche Lederhosen, eine rote, vorn herabhängende Halsbinde unter dem Hemdkragen – die Kleidung war durchwegs sehr abgenützt, aber reinlich – hatte seinen kleinen, flotten Filzhut abgenommen und die äußere Seite seines Gupfes in Ermangelung eines Trinkgeschirres mit Quellwasser gefüllt, womit er den Alten und sich selbst zu erquicken suchte.

„I dank‘ dir schön, Vitus,“ sagte der Alte, „aber gel, trinken darffst no nöd – erst a bißl ausrasten; hoch is er halt, der Berg, hoch is er. Aber um an Ablaß z‘ g‘winna, tuat si’s schon der Müah ab, da auffi z‘kraxeln. Desto leichter is dann wieder ‘s Awasteigen – wenn’s G‘wissen leicht is.“

„Natürli geht’s abwärts leichter,“ versetzte der Bursche lachend; „‘s G‘wissen hat dabei nix z‘ tuan. Und di, Ödl, druckt g‘wiß nixi, daß d‘es nöti hast, da auffa z‘kraxeln.“

„Wer kann sag’n, daß er nix auf’n G‘wissen hat,“ erwiderte der Alte. „Und sollt’s so sei‘, so woaßt ja dennast, daß ma‘ die Gnad‘ vom Ablaß auf andere übertrag’n kann – und da mach i schon den Vorbehalt, daß er dir z‘guat kimmt, Vitusl, weilst di halt gar so brav um dein alten Ödl annimmst.“

„Geh zua! Was tua i denn?“ entgegnete der Bursche, dem Alten die Stirne mit dem Wasser erfrischend. „Hab‘ ja sunst neamd auf der Welt, der mi gern hat wie di.“

Der Bursche mit dem üppigen, hellblonden Haar und den großen blaßblauen Augen blickte liebevoll in das ehrwürdige Gesicht des Alten.

„Ja, ja, du bist schon mei‘ liaba Vitus!“ sagte der Alte, dem Enkel die Wange streichelnd und sich in das hübsche, regelmäßige Gesicht, an dem sich ein blonder, flaumartiger Bartwuchs bemerkbar machte, versenkend.

„Därf i dir jetzt an frischen Trunk bringa?“ fragte Vitus.

„Ja, ja, jetzt scho‘, jetzt scho‘ –“

Vitus füllte an der Quelle seinen Hut.

Inzwischen kamen die Wallfahrer von Mennach heran. Bei ihrer lauten Andacht nahmen sich die Leute nicht Zeit, Ausschau zu halten über das herrliche Rundbild, das den größten Teil Altbayerns beherrscht, sie blickten nicht hinan zu dem breiten, rasch dahinflutenden Donaustrom und den ihn belebenden Schiffen, sondern nur nach aufwärts zur schön gehaltenen Wallfahrtskirche auf dem Gipfel des Berges, wo die Gnadenmutter thronte.

Dies tat aus gutem Grunde besonders Bärbl, welche die schwere Kerze zu tragen hatte. Da sie ihr schützendes Kopftuch abgenommen, war ihr Kopf den immer empfindlicher brennenden Sonnenstrahlen frei ausgesetzt. Das Mädchen war noch nüchtern, die Anstrengung des Weges, die Hitze und das Gewicht der schweren Kerze wirkten auf dasselbe immer beängstigender. Da Bärbel gerade hinter dem Geistlichen schritt, getraute sie sich nicht, ihr zunehmendes Angstgefühl laut werden zu lassen, auch litt es ihr Stolz nicht, daß man sie zu schwach fände, die Opferkerze vollends zur Kirche zu tragen. Doch wurde es ihr immer banger zumute. Sie kam in dem Augenblicke an der Quelle vorüber, als Vitus gerade seinen Hut gefüllt hatte. Mit sehnsüchtigem Blicke sah sie nach dem frischen Labetrunk. Vitus bemerkte dies. Die auffallende Blässe des sichtlich erschöpften Mädchens ließ ihn sofort die Sachlage erkennen, er eilte hinzu und fragte:

„Deandl, magst nöd trinken – i mirk, dir is unguat.“

Bärbl konnte ihm nicht antworten; sie war auch nicht imstande, den Trunk zu thun, da sie die Hände nicht frei hatte. Sie winkte deshalb eine in ihrer Nähe sich befindende Frau heran – es war die Zieglerhäuslerin, ihre Nachbarin in Mennach – um dieser die Kerze auf einige Augenblicke zu übergehen, aber kaum hatte diese dieselbe erfaßt, fing Bärbel zu wanken an und wäre zu Boden gestürzt, wenn sie nicht Vitus mit seinen Armen aufgefangen hätte.

Der Zug kam dadurch ins Stocken. Der voranschreitende Geistliche sah nicht ohne ein gewisses Entsetzen, wie die bekränzte Prangerin sich in den Armen des fremden Burschen befand und sogar ihr Haupt an seine Brust gelehnt hatte.

„Nehmt sie ihm doch ab!“ rief er den Weibern zu. „Was soll denn das sein? Hätt‘ sie denn niemand anderer auffangen können? Steht ihr doch bei!“

Aber Vitus wartete nicht erst, bis sich andere besannen, er trug das Mädchen zum Brunnlein und legte es sanft auf den Rasen, wo ihr die Zieglerhäuslerin, welche die Kerze einer anderen Jungfrau übergeben, ein Tuch unter den Kopf schob und ihr mit dem Quellwasser aus des

Burschen Hut das farblose Gesicht besprengte. Vitus übergab der Frau nun seine Wanderflasche, in der sich eine Magenstärkung befand, und sagte:

„Da, Frau, gebt's dem Hascherl was auf d' Zung; dös wird ihr guat tuan.“

Der Zug hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Allerdings waren jetzt die Weiber von dem voranschreitenden Männervolk, dem Bärbels Vater, der von dem Zurückbleiben seiner Tochter gar nichts erfuhr, als Vorbeter diente, auf eine lange Strecke getrennt.

Es währte nicht lange, erwachte die Ohnmächtige. Ihr erster Blick fiel auf den fremden, blondhaarigen Burschen, der besorgt nach ihr sah. Es war ein dankbarer Blick, den sie ihm zusandte. Lange konnte sie ihre Augen nicht von ihm trennen, sie hingen an seinen Augen, die ihr bekannt schienen. Doch konnte sie sich nicht erinnern, den Jüngling jemals gesehen zu haben.

„Nu', gottlob!“ rief dieser, jetzt schlagt's ja ihre Guckerln scho' wieder auf;“ und zu dem Alten sich wendend, setzte er hinzu: „Schau nur grad, Ödl, was 's im Boarischen für saubere Deandeln ham.“

„Sei staad! Sei staad!“ versetzte dieser rasch. „Brav war's, was d' to' hast, aber um dei' Betrachtung hat di' neamd g'fragt. Hilf mir aufsteh'n und jetzt roasen ma geh ganz auffi auf'n heilin Berg. Was genga di denn die boarischen Deandeln an? Jetzt da schau her –!“

„Ja no', zu was hat ma denn d' Augen,“ meinte lachend der Jüngling. Dann wandte er sich nochmal zu Bärbl und sagte: „Also b'hüt Gott und wird' bald wieder!“

„I dank dir schön,“ entgegnete Bärbel. „I bet scho' für die zur Himmimuatta.“

„Dös tua!“ sagte jetzt der Alte. „Dös wird eam a Glück bringa, mein' Vitus.“

„Vitus?“ rief Bärbl – „Vitus! Den Nam' hab i scho' lang nimmer g'hört.“

Es überkam sie wie eine ferne, ferne Erinnerung.

„Magst eam nix geb'n?“ fragte die Häuslerin. „I moan, der Alt nehmat an' Almosen.“

„Ja, ja,“ sagte Bärbl rasch, „ziag mir's Beuterl aus der Taschen und gib eam etli Mark.“

Der Alte merkte dieses Vorhaben und sagte: „Beilei! Beilei! Wie san koa' Bettelleut. I bin a Guckkastenmo' und mei' Enkel is a recht guata Konzertinaspieler. Z' Oberaltaich ham ma eing'stellt. Dort könnt's uns finden, wenn's was Schön's hör'n und seh'n wollt's. 's is halt a Frag, ob Enk der Weg vorbeiführt?“

„G'wiß führt er uns vorbei,“ entgegnete Bärbl. „'s is ja unser Einkehr am Hoamweg nach Mitterfels.“

„Mitterfels?“ wiederholte der Alte. „Leicht, daß ma aa dort amal auffikömma.“

„Dann frag't nach in Mennach beim Dörflschneider – 's letzt' Haus vom Ort – ös sollt's uns liabe Gäst sei'!“ sagte Bärbl. „G'wiß is 's wahr!“ fügte sie bekräftigend hinzu.

„Beim Dörflschneider in Obermennach?“ fragte der Alte fast erschrocken. „Ob wir dort willkomma san – dös is a große Frag. Kimm, Vitus! Kimm!“ Und er zog den Enkel, welchem das Mädchen nochmals freundlich zugegrüßt, eilig von dannen.

Bärbl blickte den beiden lange nach. Sie sah, wie sich Vitus öfters nach ihr umwandte.

„Die müassen aus'n Böhmischen sei'!“ sagte nach einer Weile die Häuslerin.

„Woher 's aa san,“ meinte Bärbel, „daß 's grundbrave Leut san, sell is g'wiß. I bin wieder besser, steig'm ma gar auffi auf'n Berg.“

„Na, Schatzerl, dös g'schieht nöd,“ erwiderte die Häuslerin. „Z'erst steig'n ma awi in Markt und essen beim „Münsterer“ a Kaffesuppen, und wennst dann moanst, kinna ma allemal no' auffikraxeln. Unsa liaba Frau nimmt unsern guaten Will'n scho' für g'sch eh'n an.“

Der Vorschlag war vernünftig. Einem vorübergehenden Landsmann wurde von der Häuslerin aufgetragen, den Dörflschneider über Bärbls Befinden zu beruhigen. Bärbl wäre freilich lieber bergauf gegangen. War es der Ablaß, nach dem sie verlangte, war es der in ihrem Innern aufkeimende Wunsch, dem fremden Burschen nochmals zu danken, sie wußte sich selbst keine Rechenschaft zu geben, gab sich auch keine Mühe dazu. Doch war es ihr ganz sonderbar zumute; schweigend folgte sie ihrer Begleiterin bergab, während sie in Gedanken aufwärts stieg und vor sich die blaßblauen Augen des fremden Jünglings sah.

II.

Die schöne, weithin sichtbare Wallfahrtskirche auf dem Gipfel des Bogenberges (440 Meter) war ehemals die Schloßkapelle der Grafen von Bogen, das einzige Überbleibsel der großartigen Burggebäude des vormals so mächtigen Dynastengeschlechtes, deren Gebiet an Umfang das Land manches deutschen Reichsfürsten weit übertraf. Dieses ruhmreiche Geschlecht regierte von Mitte des 10. bis Mitte des 13. Jahrhunderts, wo es mit Albert IV. erlosch, der ein Sohn der viel gefeierten böhmischen Fürstentochter Ludmilla, in zweiter Ehe die Gemahlin Herzog Ludwigs des Bayern, war, wodurch die Grafschaft Bogen an Bayern kam. Die stolze Burg ward durch die Stürme der Zeit dem Verfall anheim gegeben, nur die Schloßkapelle ward vor dem Untergange immer wieder gerettet. In derselben befindet sich seit 1104 das steinerne, etwa fünf Fuß hohe und wohlgeformte Gnadenbild, die „Heimsuchung Mariä“ vorstellend, welches man eines Tages wunderbarerweise auf dem Frauenstein, einem nahen Fels in der Donau, fand und sodann in die Kapelle auf den Bogenberg verbrachte. Bald strömten die Pilger zu Tausenden herbei, jährlich fanden von nahen und fernen Orten Altbayerns und Böhmens Prozessionen dorthin statt und auch viele fürstliche Personen kamen und gaben reiche Spenden. Diese Wallfahrten haben sich bis zum heutigen Tage erhalten und finden dieselben namentlich zahlreich an den Pfingsttagen statt. Wer da glaubt, das bayerische Volk sei gleichgültig in religiösen Dingen, der irrt sich sehr, gleichwie derjenige, welcher annimmt, im Volke sei die Poesie erstorben, während sich dasselbe noch immer im Glauben, im Vertrauen und im Gebete aufzuschwingen vermag zum höchsten Ideale vorzugsweise an Wallfahrtsstätten.

Auch heute kamen Tausende zu Berg gestiegen mit einem unermeßlichen Heere von Wünschen und Bitten, aber viele auch mit frommen Gefühlen, nur ihrem religiösen Drange zu genügen. Viele, die bußfertig waren und mit besonders brennenden Anliegen zur Himmlischen herbeikamen, rutschten auf den Knien rings um die Kirche und beteten dabei einen Rosenkranz ab. Unter diesen Büßenden befand sich auch der Woferlhannes, ein Bauer von Obermennach, der aber nicht „mit dem Kreuze gezogen“, sondern allein schon in frühester Morgenstunde den Weg zum Bogenberge genommen. Er war allen Leuten feind und ihn mochte auch niemand leiden, da er als roher, unfriedsamer Mann, dabei als geiziger Filz bekannt und gemieden war.

Früher ein Kleinhäusler, wußte er sich durch alle möglichen Spekulationen, mit denen er fortwährend Glück hatte, zum reichen Bauern emporzuschwingen, dem bald das schönste Gut im Dorfe gehörte. Doch sah man ihn nie zufrieden. Sein schon vor Jahren verstorbener Weib – man sagte, er habe es zu Tode gequält – hatte ihm ein einziges Kind, einen Buben geschenkt, der jetzt 18 Jahre zählte, bisher frisch und gesund war, aber plötzlich an einem gefährlichen Nervenfieber erkrankte. Der Doktor hatte die Hoffnung aufgegeben. Er sagte: „Wenn der Himmel kein Wunder tut – ich bin mit meiner Kunst zu Ende – so lebt der Bub keine vierundzwanzig Stunden mehr.“ Nun trieb es den Bauern auf den Bogenberg. An dem Buben hing sein ganzes Herz, sein Verlust dünkte ihn fürchterlich und der gegen alle Menschen lieblose und unbarmherzige Mann eilte herzu, um sich ein Wunder vom Himmel zu erbitten.

Einer seiner Landsleute, der ihn sah, sagte zu seinem Nachbarn:

„Siehst'n, den Tropf? Jetzt kriecht er zum Kreuz, weil eam 's Wasser ans Maul geht.“

„Schad is's ja um sein oanzigen Buam,“ meinte der andere, „aber warum soll denn grad dem alles aussiehn, wie er's wünscht, der no' koan Menschen a Guattat erwiesen hat. Aber schau nur, was hat er denn jetzt? Er springt auf und – was hat er denn mit dem böhmischen Burschen?“

Der alte Guckkastenmann war mit seinem Enkel in die Nähe gekommen, um in die Kirche zu gehen; da blickte Woferl zufällig auf und sah gerade in das ihm zugewendete Gesicht des

Vitus. Woferl hielt im Rutschen inne, schreckensbleich starrte er nach dem Burschen und der Ausruf „Vitus!“ kam über seine kahlen, zitternden Lippen.

„Was wollt's von mir?“ fragte der Bursche überrascht.

Jetzt sprang der Bauer auf, entsetzt starrte er nach dem Jüngling, dann eilte er wankend davon und verschwand in der Menge.

„Ödl, kennst du den Mo'?“ fragte jetzt Vitus seinen Großvater.

„Frag ma',“ erwiderte dieser. Er erhielt auch sofort Bescheid, denn ein Weib sprach von ihm, ihn als Woferlhannes von Obermennach bezeichnend.

„Wie kimmt der dazua, mein Nam' z' wissen?“ fragte Vitus den Alten.

„Woaß i's?“ entgegnete dieser. Aber er schien doch etwas zu wissen; er öffnete die Lippen und blickte einige Augenblicke in Gedanken verloren ins Blaue.

„An was denkst denn, Ödl?“ fragte Vitus nach einer Weile. „Der Bauer hat ausg'sehn, als hätt' er ebbes Schwaars auf'n G'wissen – oder aber er is verrückt.“

„Woferlhannes! Woferlhannes!“ sagte der Alte für sich hin. „Ja, ja, g'hört hon i von eam. Er hat amal 'n Hauptzeugen g'macht in – ar'a Sach und –“

„In was für a Sach?“

„Drüber red'n man an anders Mal,“ brach der Alte ab. „Jetzt laß uns in d' Kircha schaug'n und laß uns beten, daß dös, was i vorhab und zu unser aller Glück sei' wird, guat aussigehet. Frag nöd, was 's is; abe es is koa' Verlanga um Geld und Guat. In anderer Weis' soll uns d' Himmimuatta helfen; i setz mei' Vertrau'n in sie. Kimm, Vitusl, geng ma eini zur liab'n Frau!“

Und sie drängten sich gleich den übrigen Leuten in die Kirche.

Vor derselben im Freien hatte die Predigt begonnen, denn im Innern hätte nicht der zehnte Teil der Wallfahrer Raum gehabt. Als Vitus mit seinem Großvater nach einiger Zeit wieder aus der Kirche trat, bemerkten sie sofort, daß am westlichen Himmel schwarze Wolken heraufgezogen kamen. Die immer mehr zunehmende Schwüle ließ mit Sicherheit ein nahendes Gewitter befürchten.

„Woaßt was,“ sagte der Alte, „wir machen, daß wir in unser Quartier nach Oberaltaich kömma; mir g'fall'n die Wolken durt nöd.“

„I hätt' grad scho' no' gern mi a wengerl umg'schaut,“ meinte Vitus.

„Umg'schaut? Um was denn?“

„No', um was i halt vorhin bet' hon.“

„Aber, Vitus, um was hast denn du bet'?“

„Daß i dös Deandl nomal sehg, dös mir in d' Arm g'fall'n is.“

„Jetzt du wennst ma öd gehst!“ rief der Alte empört. „Um a solche Dummheit d' Himmimuatta angehn!“

„Ja no, woaßt, Ödl, du hast g'sagt, i sollt' um was beten, was du moanst. Nachdem i aber dös nöd wissen därf, hon i um was bet', was i moan und mir im Augenblick 's allerliaba waar.“

„Mach koane Faxen! Du bist an arma Bua – und überhaupt, du bist no' z'jung, an solche Sachen z'denken.“

„Wahrscheinli is 's unten im Markt; i hon's ja awigehn sehgn,“ verfolgte Vitus seinen Gedankengang. „Ödl, du hast recht; schlaun' ma uns, daß uns 's Weda nöd erwischt,“ setzte er dann hinzu.

„Ja, genga ma!“ sagte der Alte.

Sie traten den Abstieg nach dem schönen Markte an, wo überall ein äußerst bewegtes Leben herrschte. Die vielen, durchgehends guten Gasthäuser waren überfüllt von Pilgern, die teils neu angekommen, teils schon wieder auf der Heimreise begriffen waren. Vitus blickte überall herum, auch durch die Fenster der Gaststuben hinein von der Gesuchten war nichts zu sehen. Sie war gewiß schon wieder bei der Kirche oben – doch durch Oberaltaich mußte sie ja kommen, dort würde er sie sicherlich nicht verfehlen. In dieser Hoffnung folgte er dem für

sein Alter rasch dahinschreitenden Guckkastenmann nach der eine halbe Stunde von Bogen entfernten, weiland berühmten Benediktinerabtei Oberaltaich, jetzt eine Mitleid erregende Halbruine, der derweilige Wohnsitz armen Volkes, das sich familienweise in die früheren Prachtgemäcker geteilt und die meisten Gänge des Erdgeschosses in Viehställe umgewandelt hat. Kleingütler, Tagelöhner und geringe Handwerker siedelten sich in den verlassenem Zellen der Mönche an und vertilgten bis auf die letzte Spur die frühere Herrlichkeit dieser Räume. Die Kirche allein ist noch ziemlich wohl erhalten und enthält dreißig Altäre und Fresken, welche eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Hier fanden auch die Grafen von Bogen und viele andere Edle des Bayerwaldes ihre Ruhestätte. Viele gelehrte Männer gingen aus dem Stifte Oberaltaich hervor und das Volk pflegte in seiner kurzen Weise sprichwörtlich zu sagen: „In St. Emmeram in Regensburg und zu Oberaltaich wachsen die Gelehrten auf dem Mist.“ Der nördliche Flügel der Klostergebäude war Eigentum des Bräuers, der im ehemaligen Klosterbräustübel und im Gang sein Bier ausschenkte und sich im Sommer, besonders zur Wallfahrtszeit, eines starken Besuches erfreute. Die oberen Lokalitäten, die Zellen der Mönche, benützte er für Nachtherbergen und wurden diese bei der großen Überfüllung in Bogen, woselbst die Pilger nicht alle untergebracht werden konnten, stark in Anspruch genommen. Auch der alte Guckkastenmann und sein Enkel wählten sich hier ihr Nachtquartier und da der Alte im voraus sein Geld erlegte, erhielten sie nach ihrem Wunsche eine eigene kleine Zelle mit zwei sehr bescheidenen Lagerstätten. Der Gastwirt erlaubte ihnen aber auch, daß der Alte nachmittags seinen Guckkasten den Gästen gegen ein kleines Entgelt zur Besichtigung ausstelle und der junge Bursche auf seiner Konzertina spiele.

Vitus hatte ihm schon am gestrigen Abend eine Probe seiner Kunst gegeben. Er spielte diese Konzertina (verbesserte Zugharmonika) mit einer Fertigkeit, wie man es selten hört. Vitus wußte infolge seines musikalischen Gefühles dem Instrumente die sanftesten wie die stärksten Töne zu entlocken und verstand nicht nur gewöhnliche Musikstücke und Tänze, sondern ganze Ouvertüren der beliebtesten Opern auswendig zu spielen. Auch hatte er eine hübsche, einschmeichelnde Stimme und sang meist Volkslieder, wobei er sich mit seinem Instrumente begleitete. Er hoffte heute noch das Mädchen, an das er ohne Unterlaß denken mußte, mit seinen Künsten erfreuen zu können. Nachmittags, als der Alte sich ein wenig ausruhte, stand Vitus vor dem Klostergebäude und blickte unverwandt nach der von Bogen herführenden Straße, ob er es nicht herankommen sehe.

Bärbel kam nicht, aber desto schneller das Gewitter. Der ganze Himmel war mit dräuenden Wolken bedeckt, man erwartete jeden Augenblick, daß der Kampf der Elemente losbrechen würde. Eine unheimliche Schwüle lagerte über der ganzen Natur, die Schwalben schossen fast ganz am Boden dahin und stießen grelle Pfiffe aus, von fernher hörte man das dumpfe Grollen des Donners.

Vitus glaubte mit seinen Blicken die Erwartete heranziehen zu müssen. Hunderte von Wallfahrern kamen und suchten beim Klosterwirte Schutz vor dem dröhnenden Gewitter, aber Bärbel war nicht unter ihnen. Sollte die Mennacher Gemeinde das Gewitter in Bogen abwarten wollen? Dann wäre ihr Kommen nach Oberaltaich recht fraglich; er würde das Mädchen am Ende gar nicht mehr sehen.

Auch er machte bei diesem Gedanken ein finsternes Gesicht, zumal auch das Firmament sich mehr und mehr verfinsterte und grünliche Wolkenbänke, sichtlich schon vom Sturme gepeitscht, von Westen heran jagten. Die Leute auf der Landstraße beschleunigten ihre Schritte. Endlich erblickte man auch eine mehr geschlossene Gruppe, den Kreuzträger voran – es mußten die Mennacher sein.

Der Sturm hatte bereits begonnen, dichter Staub wirbelte auf der Landstraße, die mit Blüten bedeckten Obstbäume längs derselben wurden hin und her gepeitscht, einzelne schwere Tropfen fielen auf die Erde, mit jedem Augenblicke fürchtete man, daß es zu hageln beginne. Ungeheure Angst erfüllte die Wandernden.

Endlich, endlich erblickte Vitus diejenige, nach welcher er Ausschau gehalten. Gleich allen anderen Frauen war sie erhitzt von der Eile des Marsches und rang nach Atem – angsterfüllt blickte auch sie zu den Wolken. Als sie aber jetzt des böhmischen Jünglings gewahr wurde, erheiterte sich ihr Gesicht. Sie sagte zu ihrem Stiefvater, den sie am Arme fortzog, etwas und nickte dann dem Burschen freundlich zu.

Für diesen hatte jetzt der Sonnenschein begonnen, wenn auch im nächsten Augenblicke ein fürchterliches Prasseln aus weiter Ferne hörbar war, das näher und erschreckend näher kam; wie eine weiße, gespensterhafte Wand eilte es daher und jetzt prasselte der Hagel hernieder mit unbarmherziger Gewalt und bedeckte die vor wenigen Minuten noch blühenden Fluren mit Schnee und Eis, riß die Blüten von den Bäumen und zerschlug die hoffnungsreiche Saat auf den Feldern und machte mit einem Schlage für dieses Jahr dem auf seine Ernte hoffenden Bauern einen grausamen Strich durch seine rechnung.

Die Mennacher hatten sich größtenteils noch rechtzeitig im Klostergang in Sicherheit gebracht, so auch der Dörflschneider mit Bärbl und der Nachbarin. Diejenigen, welche nicht mehr so schnell das schützende Dach erreichen konnten und vom Hagel erwischt wurden, bluteten im Gesicht und an den Händen. Sie trösteten sich aber mit dem Gedanken, wieviel schlimmer es für sie ausgefallen wäre, wenn sie mitten auf der Landstraße überrascht worden wären.

Das Gewitter zog längs der Donau den sogenannten „Heuwisch“ hinab, wie die Landschaft zwischen Bogen und Deggendorf genannt wird. Der Hagel währte nur etwa zehn Minuten, aber sie reichten hin, um alles in Grund und Boden zu schlagen. Dann folgte ein Gewitter, das durch seine grellen Blitze und heftigen Donnerschläge, durch das eigentümliche grüne Licht, welches die ganze Landschaft beleuchtete, fast ebenso grauenvoll war. Jeden Augenblick fürchteten die in dem Klostergänge dicht zusammengepfropften Wallfahrer, daß es im Kloster selbst einschlagen möchte und durch lautes Gebet hoffte man der drohenden Gefahr zu steuern.

Der Dörflschneider fragte den Wirt, ob er ihm nicht gegen gute Bezahlung eine Stube zur Verfügung stellen könne, aber der Wirt bedauerte, ihm sagen zu müssen, daß im ganzen Hause kein freies Plätzchen sei.

Vitus hatte das gehört und nun trat er herzu und sagte zu Bärbels Vater:

„Därf i vielleicht a zwoat's Mal helfen? Mei' Ödl und i ham a Stuben im obern Stock – die steht Enk frei. Därf i Enk auffiführen?“

Bärbl begrüßte den Burschen, wobei die Röte ihres Gesichts noch dunkler wurde, als es ohnedies durch den schnellen Marsch hierher der Fall war und zu ihrem Stiefvater gewendet, sagte sie:

„Dös is ja der Bua – du woäßt's ja –“

„Ah so! ah so!“ versetzte der Dörflschneider. „Ös seid's ja recht barmherzi g'wen; vergelt Enk's Gott! Is recht, wir nehma's an und genga auf Enka Stuben. Zieglerin, du kimmst aa mit, denn da herunten möchte eam ganz ängstli wer'n.“

„Kömmt's nur!“ rief erfreut der voranschreitende Bursche.

Im oberen Stocke öffnete er die Türe einer ehemaligen Zelle, worin sich zwei einfache Betten, ein Tisch, einige Stühle und an der Wand ein Paar alte Bilder befanden. Auf einem der Betten lag der alte Guckkastenmann noch im tiefsten Schläfe. Er war, von der Bergfahrt erschöpft, eingeschlummert, so daß er von dem grausen Wetter gar nichts vernommen.

„Der guat Ödl!“ versetzte Vitus lächelnd. „Die Wallfahrt hat'n halt müad g'macht, aber sobal' er ausg'schlafen hat, is er wieder frisch wie'r a Junga. Jetzt aber setzt's Enk dieweil. I mach's Fenster auf, daß a frische Luft eina kimmt. Schaut's nur, wie's gießt, als wär's mit Wasserschaffeln. Aber ma siehgt doch weit aus, bis hin zur Donau. Sehgt's dös Dampfschiff, wie's etli Frachtschiff mitschleppt? Müäßt dös schö' sei', da mitfahr'n z'könnal!“

„Ja, dös müäßt schö' sei!“ meinte auch Bärbel, die neben ihn ans Fenster trat und zu dem Strome hinausblickte.

„Du bist wohl schon viel rumg'fahr'n in der Welt?“ fragte der Dörflschneider.

„Erst nöd,“ entgegnete Vitus, „s is die erst' Roas', die i mit mein' Ödl mach. Aber es g'fällt mir – und wir nehma a Geld ein, statt daß ma's verroasen. Der Ödl zoagt sein Guckkasten und i, i spiel auf meiner Konzertina und sing aa diemal'n dazu. I spiel Enk was vür, aber nöd, daß's moant's, ums Geld. Mögt's was hör'n?“

„Freili mögen s' was hör'n!“ ließ sich jetzt des Alten Stimme vernehmen, indem er sich von seinem Lager erhob und die Anwesenden freundlich begrüßte: „Dös is ja a Raritätsb'such. – Grüaß Gott! Grüaß Gott! Wie geht's denn, Jungferl? Jetzt bist brennrot und wie'r i di's erst' mal g'seh'n hab, warst kasweiß. So gfallst mir scho' besser. Aber stad, stad! Der Vitus fangt 's Spiel'n an.“

„Was soll i denn spiel'n?“ fragte dieser.

„Tua halt phantasiern – wißt's, dös kann er so schö', dös spielt er aus eam aussa, wie's eam halt grad z'muat is; ja, ja, es is an echta böhmischer Musikant.“

„Respekt!“ versetzte der Dörflschneider; „dös war früher, wie'r i no 'geigt hab, aa mei' liabsts. I bin selm musikalisch und woaß, was schön is.“

„Sei stad, Vata,“ gebot jetzt Bärbl, da Vitus zu spielen begann. Er wußte in der Tat dem schönen Instrumente wunderbare Weisen zu entlocken, bald sanft, bald rauschend. Er selbst blickte wie traumverloren in die Luft, als er so präludierte. Man sah ihm's an, es war eine bestimmte Erinnerung, die er in Töne kleidete. Es war sein erstes Erblicken Bärbls am Berghange, wie sie ihm in die Arme sank, wie er sie auf den Rasen hinlegte und zum Leben zurückrief, wie er sie dann suchte und nicht fand, wie er sich nach ihr sehnte und sie endlich wiedersah und wie sie jetzt bei ihm war, wie er richtig wähnte, von gleichen Gefühlen beseelt.

Die Häuslerin hatte längst ihr Taschentuch zur Hand genommen, um ihre Tränen zu trocknen, so fühlte sie sich gerührt, ergriffen; der Dörflschneider, der vormalige Schullehreranwärter, war sprachlos vor Bewunderung, und Bärbl, die recht wohl fühlte, daß Vitus in den Tönen zu ihr sprach, atmete tief, als wollte sie diese Töne aufsaugen, hineinatmen in ihr Innerstes. Sie wandte kein Auge von ihm, so lange er den Blick von ihr gewandt, doch als er zum Schlusse in eine jubelnde, stürmische Weise ausbrach und dabei sein Auge fest auf sie richtete, da errötete sie und senkte ihren Blick zu Boden.

Nach Beendigung des Stückes trat eine kleine Pause ein. Alle waren mächtig ergriffen. Bärbl faßte sich zuerst; sie reichte dem Jüngling die Hand und sagte: „Vergelt's Gott! I bin freili nur a dumm's Deandl, aber es is mir dennerst, als hätt' i alles verstanden, was d' g'spielt hast.“

Auch der Dörflschneider brach jetzt in Lobeserhebungen aus, nicht minder die Häuslerin, welche meinte: „I hätt' in mein Leb'n nöd glaubt, daß ma' mit ar'a Zugharmonika so wunderschö' spiel'n könnt.“

„Ja, ja, kinna muaß ma's halt,“ lachte der Ödl, „und mei' Vitusl kann's, dös habt's g'hört. Jetzt aber sing eana aa no' was vür. Woaßt, wir san im Boarischen Wald. Du singst ja dös Liadl vom Wald so guat.“

„Mögt's es hörn?“ fragte Vitus seine Gäste.

Man stimmte allgemein zu und der Schneider fügte bei:

„Dös Liad vom Wald – i kenn's. Dös hat amol oaner so schö' g'sunga – vor langer Zeit – und –“ Er sprach seine Gedanken nicht aus, sondern versetzte: „Wir fall'n schon ein in'n Kehrreim, i und d' Bärbl und d' Häuslerin. Gelt's?“

Der Bursche nahm sein Instrument zur Hand, um sich zu begleiten, und sang mit prächtiger Tenorstimme das Lied vom Walde:

Im Wald, im Wald, im grünen Wald,
Da jauchzt mein Herz voll Wonne,
Da ist mein liebster Aufenthalt,
Wo's Vöglein singt, das Lied erschallt,
Im Wald, im Wald, im Wald!

Da möchte ich einst begraben sein
 Wohl in des Waldes Mitten!
 Ein Eichstamm sei mein Leichenstein,
 Mein Name eingeschnitten.
 Im Wald usw.

Da kommen dann die Vögelein
 Geflogen all zur Stelle;
 Wie flötet da die Nachtigall
 Ihr Lied, es klingt so helle.
 Im Wald usw.

(Dieses Lied ist gleich dem Böhmerwaldlied zum allbeliebten „Volkslied“ geworden.)

Lauter und lauter ertönte der Gesang, sobald Bärbl die erste Scheu überwunden. Mit heller Stimme begleitete sie den Gesang des Burschen, während ihr Stiefvater und die Häuslerin freudig in den Kehrreim mit einstimmten und selbst der alte Großvater mit einer gewissen Andacht und so gut er's vermochte seinen Baß hören ließ. Es war ein prächtiger Gesang, wobei die schlichte Einfachheit des Kunstwerkes, nach der so viele vergebens streben, durch die naive Volkskunst mühelos in reicher Fülle zutage gefördert wurde.

So waren in der ehemaligen Klosterzelle trotz Sturm und Regen, der außen immer noch wütete, fünf zufriedene Menschen, welche sich durch das bißchen Musik und Gesang gehoben fühlten und auf die Widerwärtigkeiten im Leben vergessen hatten.

Der Dörfelschneider war jetzt der erste, welcher meinte:

„Wir singen und musizieren da, während vorhin der Schauer unsere Landsleut' so viel Schaden bracht hat. Aber freili – vor Schaden hätt' si a jeder schützen können – für was gibt's denn a Hagelversicherung. I bin drinn' und wer g'scheit is, hat's aa'r a so g'macht.“

„Mei', d' Leut' da 'rum verlassen si halt auf d' Himmelmuatta vom Bogenberg,“ versetzte die Häuslerin. „Wieviel wer'n heut' oben g'wen sei' und um a guate Arnt bet' haben.“

„Und da moanst, is' eana d' Wallfahrt zu nix nutz g'wen?“ entgegnete der Dörfelschneider. „I bin des Glaubens, daß der Mensch nöd alles vom Himmel verlanga soll, nachdem er's in der Hand hat, si vorz'sehn vor Schaden. Es is ja hart für die, die's trifft, aber wenn ma' bei jeden Unglück, dös an Mitmenschen trifft, mittrauern müaßt, kömmt ma' sei' Lebtage zu koana Lustbarkeit mehr. Magst nöd no' was singa, Vitus?“ fragte er den Burschen.

„Und no' was spiel'n,“ fügte Bärbl bittend bei.

Vitus ließ sich nicht bitten. Er nahm sein Instrument zur Hand und spielte ein lustiges Stücklein, worauf er noch ein Volkslied zum besten gab. Der Alte hatte unterdessen seinen Guckkasten zurecht gerichtet. Jetzt lud er die Gesellschaft zur Besichtigung ein. An demselben waren vier Gläser angebracht, durch welche man die Wandelbilder sah, welche der Alte durch Drehen einer Kurbel zur Ansicht brachte. Es waren Landschaften, Städtebilder, auch einige Kriegsszenen, man konnte es an der Unterschrift lesen, was sie vorstellten. Der Dörfelschneider und die Häuslerin interessierten sich sehr für die Vorführung, aber Bärbl blickte unwillkürlich nach jedem Bilde auf und suchte die Augen des Vitus, die sie auch stets auf sich gerichtet fand.

Inzwischen hatte der Regen nachgelassen. Das Gewitter war donauabwärts gezogen und im Westen grüßte der Himmel bereits wieder in herrlicher Bläue. Man hörte, wie sich die Wallfahrer teilweise aus den unteren Wirtschaftsräumlichkeiten entfernten.

Nachdem der Alte mit seiner Vorführung zu Ende war, dankten ihm alle und der Dörfelschneider griff in die Tasche ihm ein Geldstück zu geben. Aber der Alte wies es zurück.

„Wär' sauber, von unsere Gäst' si zahl'n lassen,“ sagte er. „Na, na, dös g'schieht nöd. Aber – Zeit is's jetzt, Vitus, daß ma unten unser Geschäft anfanga, sunst genga d' Leut' furt.“

„Seid's unb'sorgt,“ sagte der Dörfelschneider, „i verhalt die Mennacher so lang als mögli; hoam kömma anemal no' leicht. Der Vitus därf nur dös schö' Lied vom Wald singa, da geht

uns Waldlern 's Herz auf; wenn ma' von unserm Wald hör'n, da denkt koana ans Hoamgehn. Für jetzt schön Dank für alles. Für Enka Zehrung da beim Klosterwirt müaßt's aber mi aufkömma lassen, da gibt's koa' Widerred! Und kömmt's nach Mennach, so seid's uns willkomma. Wo roast's denn eigentli hin?"

„Auf Münka,“ erwiderte der Alte; „aber es kann scho' sei', daß ma' amal bei Enk vorbeikömma.“

„Nöd vorbeikömma!“ fiel Bärbl ein. „In Hoamgarten sollt's zu uns kömma, – fragt's nur nach'n Dörflschneider. Ös wißt's ja. Für jetzt halt an schön' Dank!“

Nachdem sie sich zum Abschied die Hände gereicht, begaben sie sich in das untere Lokal, wo der Dörflschneider den Wirt beauftragte, die beiden Fremden auf seine Kosten zu beherbergen, so lange sie wollten und unter keiner Bedingung Zahlung von ihnen anzunehmen.

Da ein großer Teil der Landleute sich bereits entfernt, war es im Klostergange, woselbst eine Reihe von Tischen aufgestellt war, schon eher zum Aushalten als vorher. Der Dörflschneider machte seine Landsleute auf den musikalischen Genuß aufmerksam, der ihnen durch den böhmischen Jüngling bevorstand, und lobte den Guckkasten, obwohl er nur einfache Dinge enthielt, „über den Schellenkönig“, um so den beiden zu einer ergiebigen Einnahme zu verhelfen.

Bald hallte denn auch das schöne Lied vom Walde durch die Halle. Alles sang mit, Männer und Frauen, und wenn dann Vitus auf seiner Konzertina spielte, lauschten alle mit sichtlichem Vergnügen. Der Dörflschneider hatte recht: keiner dachte mehr ans „Hoamgehn“. Der Abend kam heran, so schnell, so gar schnell, besonders für Bärbl, die sich nicht satt hören konnte und den Vater immer wieder zum Verbleiben bewog.

Nun aber war's Zeit. Ein allgemeiner Aufbruch fand statt.

Vitus postierte sich an die Türe, um den Scheidenden einen lustigen Abschiedsmarsch zu spielen. Als Bärbl an ihm vorüber schritt, wagte er's, ihr nochmals die Hand zu bieten, die sie auch ergriff. Beide sahen sich einen Augenblick tief in die Augen.

„Kimm fein auffi zu uns,“ lud sie ihn nochmal ein.

Vitus nickte bejahend. Dann spielte er vor der Türe fort, so lange er annahm, daß die Fortgehenden ihn hören konnten. Diese stiegen alsbald die steile Straße gegen Mitterfels hinan. Die Sonne sank; der Himmel im Westen flammte rot und zitternde Strahlen zuckten wie Pfeile am grünblauen Himmelsgewölbe dahin.

So schön waren Bärbl Himmel und Erde noch nie vorgekommen, wie heute. Entzückt blickte sie nach all der Herrlichkeit, und der Nachbarin die Hand drückend, sagte sie:

„Dös is heunt a merkwürdiger Tag! Mir is, als sehet i all die Pracht heunt zum erstenmal!“

Die Häuslerin sah sie von der Seite an, dann erwiderte sie lächelnd:

„Ma' wird halt oft erst sehet, wenn 's Herz lebendi wird.“

„'s Herz?“ fragte Bärbl, ihre Hand an dasselbe legend. Ihr Erröten aber zeigte, daß sie die Nachbarin wohl verstanden hatte, und dieser von Jugend auf vertrauend, setzte sie leise hinzu:

„I moan selm – es is heunt lebendi wor'n!“

III.

Weniger günstig gestaltete sich dieser Pfingstmontag für den Woferlhannes, der in seiner Andacht auf dem Bogenberge durch das Erscheinen des Vitus derart aufgereggt wurde, daß er ohne weiteres auf Seitenpfaden den Weg nach Hause zu einschlug, da er es vermeiden wollte, von jemand angesprochen zu werden. Wenn man annimmt, daß jemand, dem ein Verbrechen auf dem Gewissen lastet, von Furien gepeitscht werde, so traf dieses bei dem Woferlbauer zu, der mit einer wahren Verbrechermiene schuldbeladen seinem Hofe zueilte, voll Angst, wie es

mit seinem Sohne stehen werde, mit Beben daran denkend, ob seine Wallfahrt genützt habe oder nicht? Das letztere getraute er sich gar nicht auszudenken.

So kam er dem Dörfchen näher, da – er horchte auf, war das nicht das Zügendlöcklein, das da vom Turme ertönte? Dieses wird geläutet, sobald ein Pfarrangehöriger mit Tod abgegangen, womit man gleichsam die Seele des Verstorbenen zum Himmel begleitet. Wie ein Blitzstrahl zuckte es durch sein Hirn: wenn das seinem Hannes, seinem einzigen Sohne gälte? Wenn er gestorben wäre, indessen der Vater für ihn auf den Bogenberg wallfahrtete! So grausam konnte ja doch der Himmel nicht mit ihm verfahren, hatte er doch für eine ganze Mark Opferkerzchen anzünden lassen, um die Gnadenmutter für ihn günstig zu stimmen, und auf den Knien war er um die Kirche herumgerutscht, im Anblicke des ganzen Volkes, das alles konnte nicht umsonst geschehen sein, das durfte nicht umsonst gewesen sein, wenn er nicht zweifeln sollte an allen Wundern, an allem, was dem Gläubigen verheißen ist. Ordentlich erzürnt blickte er zum Himmel auf, der ihm mit Blitz und Donner antwortete, denn es war zu der Stunde, wo der Hagelschlag in Oberaltaich seine Vernichtung schuf. Jetzt war er seinem Hofe nahe, er sah Leute vor demselben stehen und kaum hatten ihn diese erblickt, da lief eine Dirne ihm entgegen mit den Worten:

„Bauer, seid’s g’faßt, der Hannes is g’sorb’n!“

„Alle Teufel! Also dennerst?“ Das war alles, was er herauspreßte. Er glaubte zusammensinken zu müssen, aber er raffte sich auf, und stillschweigend und neugierig von den vor dem Hause stehenden Leuten empfangen, eilte er in die Stube, wo der tote Jüngling lag.

Er warf sich über ihn und rief unablässig: „Dös is z’viel, dös is z’viel – i kann’s nöd überleb’n!“ bis man ihn auf seine Stube brachte, wo er wie im Tiefsinn in eine Ecke starrte und an den Spruch dachte: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher.“ Dabei grollte der Donner und jeden Augenblick zuckte das Feuer greller Blitze in die düstere Kammer.

Es war der erste Schlag des Schicksals, der ihn im Leben traf. Und jetzt, mitten unter dem Wüten der Elemente außen und der Qual im Innern stand das Bild des Jünglings vor ihm, den er auf dem Bogenberge gesehen – mit Entsetzen und Schrecken. Einen Augenblick überkam ihn der Gedanke, gutzumachen, was er einst verschuldet, aber dies währte nicht lange, denn im nächsten Augenblick verdrängte die wieder die Wolken durchbrechende Sonne die Dusterheit in seiner Kammer und es schüttelte ihn bei dem Gedanken, sein Schicksal selbst noch ganz vernichten zu wollen.

Die Ankunft des Wallfahrtszuges, dem der Geistliche voranschritt, hinderte ihn in seinen Grübeleien. Er mußte sich zeigen und es waren viele, die ihm nach manchem Jahr zum erstenmal wieder die Hand drückten, um ihr Beilei darzutun. Das Unglück heiligt ja in gewissem Sinne den davon Betroffenen, selbst wenn er unser ärgster Feind wäre.

Die Teilnahme der Landsleute tat ihm sichtlich wohl, zum erstenmal seit undenklicher Zeit traten ihm Tränen in die Augen. Als ihm aber Bärbl die Hand reichte, zitterte die seinige heftig und er wandte sein Gesicht von ihr. Die Leute knieten sich dann vor der Leiche nieder und beteten laut mehrere Vaterunser. – –

Die Nacht war angebrochen. In Bärbels Garten schlug die Nachtigall und das Mädchen träumte wachend von dem schönen böhmischen Jüngling und seinem seelenvollen Vortrag.

Aber auch seine Gedanken waren bei dem Mädchen.

„Ödl,“ sagte Vitus, als er sich andern Tages in aller Frühe erhoben hatte, „i bitt di’, laß mi heunt auffi in der Bärbl ihra Hoamat. Wer woaß’s, wann wir wieder in die Gegend kömma und i moan – i muaß nachi nach ihr.“

„Hoho, hoho!“ entgegnete der Alte. „Moanst denn, dös Ziel, dös i vor Augen hab, is bloß, daß d’ a Deandl kenna lernst, dös dir ‘n Kopf verrückt? Du woaßt, unser Roas’ geht nach Münka. Dort sollst hör’n, was dir bis jetzt is verschwieg’n wor’n. Wir ham uns so viel Geld zamg’spart und unterwegs verdeant, daß wir uns z’ Münka nui g’wandten kinna. Nacha – woaßt, was nacha g’schieht? Nacha suach ma ‘n hoam – ja, ja, ‘n Küni von Boarn.“

Vitus sah den Großvater verdutzt an.

„Geh, Ödl, laß die auslacha!“ sagte er dann. „I wird dennerst nöd ‘n Küni was vorspiel’n woll’n?“

„Spiel’n nöd, aber um a Gnad bitten, um a große Gnad!“

„Was für a Gnad? Was brauchen wir a Gnad?“

„Dös sollst erfahr’n im letzten Augenblick; verstanden? Frag‘ mi nöd weiter, i sag‘ dir nix. Aber wenn dir die Gnad erfüllt wird, nacha wirst a große Freud‘ erleb’n, von der’s dir nöd hast träuma lassen.“

„No‘, mir soll ‘s recht sei‘!“ versetzte lachend der Bursche. „Aber, Ödl, is ‘s wie ‘s will: ehvor i dös Deandl nöd no‘mal g’sehn hon, bin i zu nix nutz, nöd zum Singa, nöd zum Spiel’n. Woäßt, i bild‘ mir halt ein, es is mei‘ Glück. Hast ja selm g’sagt: kimmt amal ‘s Glück, so faß ‘s! Laß ‘s nimmer aus! Nur oa‘mal kimmt’s! Hast es versäumt, kannst dei‘ Lebta drum flenna, es mag nimmer. Und mir is ja dös Glück fredt in d‘ Arm g’fall’n – also –“

„Sell hon i g’sagt – sell is g’wiß,“ meinte der Alte nachdenklich. „Aber i sehg für di koa‘ Glück bei der Sach – i kann nöd reden – i sehg koans.“ Er schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ja mei‘, Ödl, du bist halt alt und deine Augen wer’n schwach; desto frischer san die mein‘. Geh laß mi‘ auffi,“ bat er schmeichelnd, „nur auf a Stund‘ – nur an oanzigs Mal möcht i s‘ no‘ sehn; nacha soll’s Münka zua gehen, wie’s d‘ es haben willst.“ Er streichelte dabei das weiße Haar des Alten, bis dieser nach einigem Zaudern sagte:

„In Gott’s Nam‘, so soll’s sei‘, auf a Stund‘! Ob i recht tua, dir dös zu erlauben, woäßt i nöd, aber – es is mir selm, als sollt ebbes wer’n, i woäßt nöd was – als sollt a Glücksstrahl uns leuchten. So geh halt auffi! I geh mit dir bis auf Mitterfels. Dort wart‘ i auf di. Länger als a Stund‘ därfst mi‘ aber nöd warten lassen; dös is Zeit g’nua, dir das Dörfel Obermennach anz’schau’n. Schau‘ dir’s nur recht an. Und plausch’n Deandl nix vür, du bist no‘ z’jung dazua. Sag ihr „Grüäß Gott“ und „Pfüat Gott“, und weil’s so gern spiel’n hört, kannst ihr aar’a Stückl vorspiel’n. Aber nacha kimmst zu mir, gelt? Wir müass’n nach Straubing trachten; von dort fahr’n ma mit’n Zug nach Münka. Is’s dir recht so?“

„Freili, liaba Ödl. Mach‘ nur, daß ma glei‘ auf d‘ Roas‘ genga; ‘n Guckkasten laß‘ ma da. Kimm nur!“

„Pressiert’s denn so? Zahl’n müäß‘ ma ja aa no‘ erst.“

„Es is ja scho‘ alles zahlt,“ erwiderte Vitus. „Der Dörfelschneider hat’n Wirt beauftragt, daß er nix von uns nimmt. Woäßt, Ödl, scho‘ derenthalben müass’n ma auffi, um uns zu bedanken.“

„Natürli!“ entgegnete lachend der Alte. „Jetzt hast dennerst no‘ an zwoaten Grund. No‘ meintwegen, roasen ma halt!“

Die erquickende Morgenluft machte den Marsch über die Höhe weniger beschwerlich. Vitus faßte den Alten unterm Arm und erleichterte ihm so das Gehen. Des Jünglings Gedanken eilten weit voraus, er wünschte ihnen so rasch folgen zu können und der Ödl mußte oft daran mahnen, daß er kein junger Bursche mehr sei und nur langsam bergan gehen könne.

Endlich in Mitterfels angelangt, ließ Vitus den Ödl im Gasthause zurück und eilte allein dem Dörfchen Obermennach zu. Bevor er ging, sagte ihm der Alte noch warnend:

„Sag dein‘ Nam‘ nöd – i hon guaten Grund dazua, verstanden? Sag nöd, daß d‘ Holzer hoäßt – sag irgend was anders, sollst ja g’fragt wer’n. Du sollst später scho‘ hör’n, warum.“

Vitus versprach dem Ödl, nach seinem Willen zu tun, obwohl er sich nicht denken konnte, warum dieser das verlangte, und machte sich auf den Weg. Alsbald sah er das Dörfchen, das Ziel seiner Wanderung vor sich. Es war ihm auf einmal so eigen zumute. Die ganze Gegend, das Dorf, die Kirche, die Berge ringsumher, es war ihm, als hätte er alles dies schon einmal gesehen – im Träume. Es ward ihm so weich ums Herz, so weich und so weh – die Tränen standen ihm in den Augen. War es die Gegend, die ihn so stimmte, war es die Sehnsucht nach dem Mädchen, die wie mit einem Zauberschlage die Liebe in seinem Herzen ersprießen ließ, ein Gefühl, das er bis jetzt noch niemals empfunden, bemächtigte sich seiner. Ein

unwiderstehliches Etwas drängte ihn zu Bärbl hin, sie zog ihn gleichsam an mit zauberischer Macht, und wären hundert Hindernisse zwischen ihm und dem Heim Bärbls aufgetürmt gewesen, er hätte sie alle zu überwinden gewußt, alle! Aber es waren keine da. Ein ausgetretener Wiesenpfad führte zum Hause des Dörflschneiders, nach welchem er gefragt hatte. Rechts und links des Weges war die Wiese besät mit hunderterlei bunten Blumen, wie sie nirgends schöner und üppiger gedeihen wie im Bayerwalde, wo die ozonhaltige Luft den Blüten wie den Menschen Leben und Gesundheit zuführt.

Er pflückte einen Strauß von Vergißmeinnicht und weißen Sternblumen, den wollte er der Ersehnten als Gruß überreichen. Da plötzlich hielt er seine Schritte an. Ein Kreuz stand am Wege und zu beiden Seiten desselben waren aus bemaltem Blech die Figuren der heiligen Maria und Johannes angebracht. Noch bevor Vitus nahe hinzugekommen, wußte er mit Bestimmtheit die Farben der Kleider dieser Figuren, er wußte, wie sie aussahen, noch ehe er sie gesehen. Vor diesem Kreuze, diesen Figuren war er schon gestanden, auf der Bank, welche daneben angebracht war, hatte er schon gesessen – aber wann? Er glaubte auch jetzt wieder zu träumen. Ganz nahe stand ein kleines Gütchen, das Haus hatte ein hohes Schindeldach zum Unterschiede von den übrigen mit Legschindeln bedeckten und mit Steinen beschwerten Dächern. Auch dieses Haus, diese Bäume waren ihm nicht fremd. Er konnte sich die Gefühle nicht enträtseln, die sein Herz bewegten. Gewiß war es das Haus des Dörflschneiders.

Er nahm sein Instrument hervor und spielte, an den Gartenzaun gelehnt, ein Musikstücklein. Alsbald erschien die Frau des Gütlers, es war die Zieglerin, ein Kind auf dem Arm und einen Buben an der Hand, um der Musik zu lauschen, und als sie jetzt Vitus erkannte, grüßte sie ihn freundlich und hieß ihn eintreten.

„Also bin i da nöd beim Dörflschneider?“ fragte Vitus.

„Na, der is no‘ a Häusl weiter. Aber kimm nur eina und ruah die aus,“ lud sie ihn ein.

„O wie seid’s Ös glücklich, so schön da leb’n z’ kinna!“ sagte er.

„Glücklich? Wie ma’s nimmt. ‘s Glück is a hoaklis (heikles) Ding und wir san in an Haus, dös nöd auf Glück baut is.“

„Wieso dös?“ fragte Vitus. „Därf i nöd a bißl einischau’n? Mir is, als kennet i dös Haus und als wär’ i nöd ‘s erstmal da.“

„Geh nur eina, Bua,“ sagte die freundliche Frau. „Magst a saure Milli? ‘s is eh so warm wieder heunt. Kannst die Kinderln aa’r a wenig was vorspiel’n; kannst es ja so mentisch schö‘.“

Sie öffnete ihm die Gartentüre und Vitus trat wie ein Träumender in den kleinen, das Haus umgebenden Garten. Plötzlich blieb er stehen und fragte:

„Sagt’s mir, Frau, steht hinterm Haus im Garten nöd a großer, alter Nußbaum?“

„A Birnbaum steht hinten; der is aber früher’s a Nußbaum g’wen. Ja, ‘s is scho‘ so, i moan halt, an seiner Stell steht jetzt der Birnbaum. ‘n Nußbaum hat der Blitz z’samg’schlag’n grad an dem Tag und zu derselben Stund, wo der frühere Eigner von dem Häusl z’ Straubing is weg’n Raubmord zum Tod verurteilt wor’n.“

„Zum Tod verurteilt?“ fragte Vitus erschrocken.

„Ja, es si scho‘ so,“ entgegnete die Häuslerin. „Setz di nieder auf d’ Gredbank. I bring dir a Milli und a Brot. Magst nöd a Stückl spiel’n auf deiner Zugharmonika, bis i wieder kimm?“

Die Frau trat ins Haus, der vierjährige Bub aber blieb vor dem Fremden stehen und gaffte mit großen Augen nach der Konzertina.

Vitus setzte sich. Teils um den Wünschen der freundlichen Frau nachzukommen, teils um seine unerklärliche Gemütsstimmung zu verscheuchen, setzte er die Konzertina in Bewegung, aber er spielte kein ausgesprochenes Tonstück, er phantasierte nur und brachte dabei wie gestern die ihn beherrschende Stimmung zum Ausdruck. Er war in Gedanken verloren, sein Auge blickte ins Leere, er wußte nichts von sich selbst, als daß ihm irgend etwas bevorstünde,

etwas Unerwartetes. Eine unheilvolle Ahnung ergriff seine Seele und das drückte er unwillkürlich in seinem Spiele aus.

Er ahnte nicht, daß außerhalb des Gartens, durch eine Staude verdeckt durch sein Spiel angelockt, Bärbl, des Nachbarn Tochter, sich herbeigeschlichen, um zu lauschen und sich zu überzeugen, daß der Spielende wirklich der fremde Jüngling sei, an den sie seit gestern fortwährend denken mußte, an den ihre Gedanken gebannt waren, wie die seinen an sie.

Jetzt brachte die Häuslerin Milch und Brot und lud den Burschen zum Essen ein. Aber Vitus konnte nicht essen.

„Wollt's mir nöd erzähl'n von Enkern Vorfahr auf dem Haus da, der zum Tod is verurteilt wor'n?“ bat er die Frau.

Dös is glei' erzählt,“ antwortete diese, und Vitus prüfend anschauend, setzte sie hinzu: „Es is merkwürdi, du hast so viel Ähnlichkeit mit – i hon's gestern scho' g'mirkt und der Dörfelschneider hat's aa g'sagt –“

„Mit wem hon i Ähnlichkeit?“ fragte Vitus. „Leicht mit dem Raubmörder?“

„Ja no', es schickt si' scho' oft so,“ meinte das Weib und nun berichtete es, wie ihr Vorfahr, der auch Vitus hieß, vor ungefähr fünfzehn Jahren Bärbls Vater auf dem Heimwege von Mitterfels im Wäldchen ober der Schlucht ermordert und beraubt, und dann in die Schlucht geworfen habe. Er wollte mit seinem Nachbarn nur einen Streit und dann eine Rauferei gehabt haben, wobei ihm der betrunkene Dorfschneider selbst ins Messer stürzte, das er zu seiner Verteidigung gezogen; von einer Beraubung wollte er nichts wissen. Aber schon am nächsten Tage fand man im Düngerhaufen die leere Geldgurte des Gemordeten nebst seiner Uhr und Kette, und der Woflerlhannes wußte auf Eid auszusagen, daß er Vitus in jener Nacht an seinem Häuschen habe vorbeieilen und später bei Vollmondschein gesehen habe, wie derselbe sich am Düngerhaufen zu schaffen gemacht. Kurz. Vitus wurde wegen Raubmord zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Sie beendete ihre Erzählung mit den Worten:

„Sei' arms Wei' und sei' Kind san halt zu bedauern g'wen. Sie san an dem Tag gar nöd dahoam g'wen, sondern auf der „Gnad in Deggendorf“. Wie's hoamkömma san, ham s' 'n Vata scho' g'schlossen fortg'führt g'habt. I denk no' guat den Jammer von dem arma Wei.“

„Wo san s' denn hinkömma?“ fragte Vitus.

„Mei', dö an furt. Dös Häusl is durch die G'richtskosten so verschuld't wor'n, daß nix überblieb'n is als zu verkaufa und mit dem bißl Erlös fortz'gehen, ma' sagt, zu ihrigen Vata ins Böhmerland.“

„Ins Böhmerland?“

„Ja; i moan, i hon amal g'hört, ins Künische.“

„Ins Künische?“

„Mi hat's so viel dauert, dö arm' Unschuld, und ihra kloans, vierjährig's Büawel. In ihrer Verzweiflung hat sie si in d' Schlucht nunterstürzen woll'n samt ihren Kind, grad rechtzeitig hat ma' s' no' dahalten. Was wird wohl aus dem Büawel wor'n sei'? Mei', der Holzer Vitus hätt' so was nöd nöti g'habt.“

Vitus erblaßte.

„Wie habt's g'sagt? Holzer Vitus?“

„Ja, so hat er g'hoßen, der unseli Mensch.“

Und mit bebender Stimme fragte Vitus weiter:

„Wißt's nöd, wie sei' Frau g'hoß'n hat?“

„Eliska hat's g'hoß'n.“

„Eliska?“ rief der Jüngling, und wie von einer Ohnmacht ergriffen, fiel er nach rückwärts, daß sein Kopf an die Holzbalken des Hauses anschlug.

„Ja, was is denn dem Buam?“ schrie die Frau. „Dem is ja unguat. Helft's! Helft's!“ schrie sie, obwohl sie mit ihren Kindern allein zu Hause war. Dennoch kam jemand zur Hilfe, Bärbel, welche den Hilferuf vernahm und, ohne sich lange zu bedenken, herbeieilte.

Totenbleich erblickte sie den armen Burschen. Die Zieglerin war ins Haus geeilt, um Wasser zu holen. Aber Bärbl hatte sich schon dem Kranken genähert und hielt ihm den Kopf, den er zur Seite neigte, in die Höhe.

„Vitus! Vitus!“ rief sie ängstlich, „was is dir denn?“

Vitus schlug beim Klange dieser Stimme die Augen auf.

„Vitus, was is dir denn?“ fragte das Mädchen abermals bekümmert. „Gottlob, es wird dir wieder besser, gelt?“

Jetzt kam auch die Häuslerin mit Wasser. Bärbl nahm ihr's ab und netzte dem Kranken die Stirne damit.

„Habt's koan Geist im Haus?“ fragte sie die Frau; „'n Karmelitergeist oder sunst was?“

„Nix hon i, gar nix,“ erwiderte diese. „Aber a bißl 'n Schnaps bring i, der tuat's aa, der is für alles guat, sagt mei' Mo'.“

Und sie eilte abermals ins Haus.

Bärbl war mit Vitus allein.

„Arma Bua!“ sagte sie mitleidig zu ihm. „G'wiß hast nix G'scheits 'gessen heunt. Kimm zu uns ummi; i mach dir 'n Kaffee und bald bist wieder frisch.“

„Bärbl! Bärbl!“ entgegnete unter Tränen der Jüngling, „i wollt, i hätt' die Stund nöd dalebt! Ja, ja, jetzt is mir alles klar! Nöd im Traum hab' i dös alles g'sehn – in Wirklichkeit – o mei' arm's, arm's Muatter!“

Ein Strom von Tränen brach aus seinen Augen, er mußte schluchzen, krampfhaft schluchzen – das Schicksal seines Hauses erschütterte ihn bis in das Innerste seines Herzens. Sein Vater, den er als tapferen Helden im Kriege gefallen wähnte, war ein Raubmörder!

Bärbl hatte seine Hand ergriffen und sprach ermutigende Worte. Sie wußte ja nicht, was sein Gemüt so kräftig ergriffen. Sie wußte selbst, wie die Tränen ihren Augen entquollen, da sie den so unglücklich sah, nach dem ihr Herz seit dem ersten Begegnen beehrte. Im Unglück löst sich leichter ein sonst vorsichtig zurückhaltendes Geständnis von der Zunge und so sagte sie:

„Vitus, sei g'scheit! Was hast denn? I bin ja bei dir, i, die Bärbl. Kennst mi denn nöd?“

„G'wiß kenn i di! Zu dir hat's mi ja herzogen, z'weg'n deiner bin i daher, an die hon i denkt, an sunst nix als an di –“

„No', grad so is 's mir ganga,“ bekannte Bärbl, „g'wiß is 's wahr! Wennst nöd bald kömma waarst, so hätt' i 's Flenna (Weinen) nimmer aufg'hört vor lauter Hoamweh nach dir.“

Ein tiefes Erröten folgte diesem vorschnellen Geständnis.

Vitus hatte einen Augenblick auf alles vergessend, ihren Kopf an seine Brust gezogen und streichelte ihr Haar und Wangen. Plötzlich aber ermannte er sich, indem er rief:

„Bärbl, hast mir nöd g'sagt, dei' Vata is umbracht wor'n? I woäß jetzt, wer's g'wen is –“

„Dös is ja koa' G'heimnis,“ erwiderte Bärbl. „Was hast denn du damit z'schaffen?“

„I?“ fragte Vitus in tiefstem Schmerze. „I? O, Deandl, verfluach mi nöd!“

Er war aufgesprungen, sein Blick war ganz wirr.

In diesem Augenblick kam die Häuslerin und meinte nun lachend:

„Da schau her! Derweil i den Branntwein hol, hat'n scho' was anders wieder g'sund g'macht. Ja, a schön's Deandl is die best' Medizin. 's g'scheita is, du nimmst 'n glei' mit ummi in dei' Haus. Dei' Vata is ja gestern ganz narrisch g'wen über sei' schön's G'spiel, der gunnt eam scho' a Platzl zum Ausrasten.“

„Na, na!“ rief Vitus. „Ins Haus von der Bärbl geh i niamals!“

„Was?“ riefen die beiden Frauen zugleich.

„Du willst nöd zu uns kömma?“ fragte Bärbl nochmals.

„Nia! Niamals!“ rief Vitus, als wollte er etwas Schreckliches von sich abwehren.

„I bin von Enk, bin von dir verfluacht – denn i bin – grad hab' is erfahr'n – der Sohn von – 'n Holzer Vitus sei' Sohn!“

Die Frauen schrien vor Schrecken laut auf.

Vitus aber ergriff jetzt rasch sein Instrument und mit den Worten: „Pfüt di Gott, liab’s Deandl!“ stürzte er von dannen.

„Bleib, Vitus, bleib!“ rief ihm die Häuslerin nach, aber er achtete nicht darauf. Er mußte zu seinem Ödl, um von ihm zu erfahren, ob er wache oder träume.

IV.

Nachdem längst mehr als eine Stunde vergangen und Vitus noch immer nicht zurückgekehrt war, ging der Ödl, Schlimmes ahnend, ihm nach und rastete bei der Kreuzgruppe, welche in Vitus die erste Erinnerung wachgerufen. Da sah er seinen Enkel daherstürmen.

„Vitusl, was hast denn?“ rief er ihm entgegen.

„Was i hab? Ödl, warum muaß i ‘s erst durch fremde Leut‘ inne wer’n, was für an elender Mensch i bin!“

„Du woaßt –?“

„Alles woaß i!“

„So trag’s mit Christenmuat, wie ‘s dei‘ Muatta seli und i trag’n ham. Für die war’s alleweil no‘ frühah gnuat, in dös Unglück eingeweicht z‘ wer’n.“

„Mei‘ Vata a Raubmörder!“ rief Vitus, sich schluchzend an die Brust des Alten werfend. Es hatte ihn geradezu ein Weinkrampf befallen; der Alte konnte mit ihm nicht sprechen.

Endlich fragte Vitus etwas gefaßter:

„Lebt mei‘ unglücklicher Vater no‘?“

„Er lebt no‘ und wir san auf ‘n Weg, um sei‘ Begnadigung z‘ bitten, nachdem er schon über fünfzehn Jahr abbüßt hat.“

„Derthalben gehn ma nach Minka?“

„So is ‘s!“

„Und was nacha? Wie soll i mi stell’n ‘n Vata gegenüber, der – so was to‘ hat?“

„Es is nöd unterschrieben, ob er’s wirkli to‘ hat. Er hat’s deina Muatta heili‘ beschwor’n, daß er nur aus Notwehr g’handelt hat; alles andere, was eam zur Last g’legt is, davon wüßt er nix. Aber der Schein und die Zeugen san gegen eam g’wen und so ham’s ‘n verurteilt.“

„Also unschuldi verurteilt?“

„Dessel‘ is mei‘ Glaub’n. Moanst denn, i hon den Wink vom Himmi nöd verstanden, den er uns geb’n hat, wie uns gestern der Woferlbauer auf ‘n Bogenberg in Weg kömma is? Glaubst denn, der hat nöd Ursach, vor dein G’sicht, dös dem von dein Vata ganz ähnlis, z’erschrecken? Er is der Hauptzeug g’wen gen dein Vata. Hast’n g’sehn gestern? Siehgt der nöd aus, als wenn er ‘n falschen Eid schwör’n kunnt?“

„Ja, ja, er siehgt aus wie’r a schlechter Mensch,“ stimmte Vitus bei.

„No also! I hon ‘n Gedanken! Geng‘ ma zu eam. I hon g’hört, sei‘ oanziga Bua liegt auf der Totenbahr. An der Leich‘ von sein‘ Buam sollst’n frag’n, ob dei‘ Vata so schuldi is oder nöd. Wie’r er si stellt, dös wer’n ma sehgn. Kimm – kimm nur glei‘! Mir schwant, es is grad die best‘ Stund.“

Jetzt waren auch Bärbl und die Häuslerin herangekommen. Das Mitgefühl hatte sie angetrieben, Vitus zu folgen.

Aber auch der Dörflschneider, den die Häuslerin hatte durch ihren Buben rufen lassen, kam herzu.

Vitus verbarg sein Gesicht beim Anblick der Ankommenden.

„Sei stad, Vitus; woan nöd,“ sagte begütigend, die Hand auf dessen Schulter legend, der Dörflschneider. „Was kannst du dafür für die Tat von dein‘ Vata! Du bist krank; du hast a Fiaba. Kimm zu uns ins Haus; erhol di.“

Der Bursch schüttelte den Kopf. Aber es fröstelte ihn und der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne.

„Der arm‘ Bua!“ flüsterte Bärbl der Nachbarin zu, aber doch laut genug, daß es Vitus hören konnte.

„Folg ‘n Nachbar, rast‘ aus bei eam,“ drang nun auch die Häuslerin in ihn, und Bärbl setzte bittend hinzu: „Kimm nur, Vitus. Du bist mir a liaba Gast!“

Aber der Alte sagte:

„I woaß an andern Gang. Kömmt’s alle mit. I hon mir’n zoag’n lassen, dort steht ‘n Woferl sei Hof. Dorthin genga ma und dort wer’n ma’s hör’n, wie weit’n Vitus sei Vata schuldi war. Unser Herrgott wird mein Einfall segna!“

Er teilte dann denselben dem Dörfelschneider mit, beifügend, wie seine selige Tochter stets behauptet haba, der Woferlbauer hätte einen Meineid geschworen zuungunsten ihres Mannes. Und auch der Alte glaubte jetzt daran. Der Woferl könnte ja selbst bei der Sache mit beteiligt gewesen sein, ein zweiter den Raub an dem Verwundeten oder Toten ausgeführt haben. So hatte der Holzer Vitus die Sache vor Gericht zu erklären versucht, aber man schenkte seiner Aussage auf das bestimmte Zeugnis des Woferl hin keinen Glauben.

Dem Dörfelschneider flößten die Ausführungen des Alten hohes Interesse ein, ja sie bestätigten teilweise den Verdacht, den das Benehmen des Woferl in dieser Sache in ihm erregt hatte. Schon zur Zeit der Tat hatten sich mehrere Dörfler in solcher Weise ausgesprochen, aber der Woferlbauer drohte mit Klage, wenn man ihn derartig verleumde. So ward es still und die Sache schief endlich ganz ein.

Die Männer beschlossen nun, den Bürgermeister als weiteren Zeugen mitzunehmen, an dessen Haus sie der Weg ohnedies vorüberführte.

„So versäuma ma koa‘ Minuten mehr!“ drängte der Alte und man brach auf. Unterwegs ward besprochen, wie sich Vitus und Bärbl zu benehmen, und was sie dem Bauer zu sagen hätten. Alsbald waren sie beim Bürgermeister angelangt, welcher gerne bereit war, in dieser ernstesten Sache als Zeuge zu dienen.

Nach wenigen Minuten traten sie dann auch in das Trauerhaus ein. Der tote Jüngling lag inmitten der Stube auf einem Leichenbrette, zur Hälfte bedeckt mit weißen Linnen. Zwei brennende Kerzen standen neben dem Kruzifix auf einem Tischchen, während auf einem Stuhl ein Gefäß mit Weihbrunn stand, in welches ein Büschel Ähren getaucht war. Nur wenige Leute waren außer der Leichenfrau zugegen. Sie beteten kniend für das Seelenheil des Verstorbenen.

Dasselbe taten jetzt auch die Angekommenen. Der Bürgermeister befahl der Leichenfrau, sie möge den Bauern herbeirufen, er, der Bürgermeister, wünsche ihn zu sprechen. Er hieß sodann die anderen Leute sich entfernen, gleichsam als habe er hier eine dienstliche Angelegenheit zu verrichten.

Der Bauer erschien. Er sah verstört aus, die Haare waren wirr, sein Gesicht erdfahl und die Augen in tiefe dunkle Höhlen eingesunken.

„Was willst von mir, Bürgermeister?“ fragte er. „Gel, mi hat unser Herrgott schwer hoam’gsuacht. Da wer’n meine Feind a Freud hab’n –“

„Am Unglück vom Nebenmenschen hat koa‘ rechtschaff’ner Mensch a Freud“,“ entgegnete der Bürgermeister ernst. „Es gibt wohl Schurken, die andere mit Gewalt ins Unglück bringa. Aber es gibt a G’rechtigkeit; die Abrechnung kimmt über kurz oder lang und nacha bricht’s los, als wär’s Jüngste Gericht vor der Tür.“

Der so Sprechende blickte nach den noch immer am Boden Knienden. Der Bauer folgte diesem Blick und sah das Gesicht des Vitus auf sich gerichtet. Heftig erschrocken taumelte er zurück.

„Is dös nöd – is dös nöd,“ – mehr vermochte er nicht zu stammeln.

Vitus erhob sich jetzt und mit ihm alle übrigen.

„Ja, i bin’s!“ rief er. „I bin der Sohn von dem Mann, der durch die Zeugnis verurteilt wor’n is. In sein‘ Namen forder‘ i di auf: leg d‘ Hand daher auf d‘ Leich von dein‘ Sohn und schwör’s bei seiner ewi’n Ruah, daß d‘ durtmals d‘ Wahret g’sagt hast. Schwör’!“

Der Bauer suchte mit scheuem Blick den Boden und schwieg.

Bärbl ergriff jetzt das Wort:

„Mei‘ Vata, Gott tröst‘n! is umbracht und ausg‘raubt wor‘n. Schwör, daß du koan Teil dran g‘habt hast, leg dei‘ Hand her und schwör!“

Der Woferbauer suchte nach Fassung. Etliche Male wollte er seine Hand der Leiche nähern, aber immer zog er sie wieder zurück.

Nun versetzte der alte Ödl:

„Mei‘ Tochter, ‘s Wei‘ vom Holzer Vitus, is aus Elend und Kummer vorzeiti‘ g‘storb‘n. Schwör, daß d‘ es du nöd auf ‘n G‘wissen hast, daß dei‘ Zeugnis falsch war. Leg dei‘ Hand her auf d‘ Leich von dein‘ Sohn! Verfluacht soll dei‘ Hand sei‘, wennst nöd wahr red‘st, verfluacht du auf ewige Zeiten!“

Der Bauer schien sich jetzt vom ersten Schrecken erholt zu haben.

„Ös moant‘s wohl, i laß mi von enk drangsaliern?“ sagte er, sich mit Gewalt aufrichtend. „Macht‘s, daß ‘s weiter kömmt‘s! Ös habt‘s mit koan Schwur abz‘nehma! Klag‘n tua enk allezam, weil‘s mir an Meinoad vorhalt‘s. So, dös is mei‘ Antwort. Und jetzt ham ma nix mehr z‘reden.“ Damit eilte er zur Kammertüre, die er in Wut hinter sich zuschlug und verriegelte.

„Er hat si nöd z‘schwör‘n traut,“ sagte jetzt der Dörflschneider. „Wenn sei‘ G‘wissen rein wär‘, hätt‘ er sie nöd lang b‘sunna.“

„I bin der gleichen Ansicht,“ versetzte der Bürgermeister. „Vorerst ziag‘n ma uns z‘ruck.“

Sie gaben dem Toten noch einen Weihbrunn und verließen dann das Haus. Der Dörflschneider bemerkte, wie der Woferl mit angsterfüllter Miene am Kammerfenster die Vorhänge lüftete und nach den Abgehenden sah. Auch war es ihm, als hätte er, noch im Sterbezimmer stehend, in der Kammer Geld klirren hören. Auch die Häuslerin bestätigte das.

„Wenn er nur nöd marschhaus macht,“ meinte diese, „weil er spannt, daß ‘s eam an‘n Kragen geht.“

„Da kann i vorsorg‘n,“ versetzte der Bürgermeister. „I wer‘n bewachen lassen Tag und Nacht, und zwar von seine Ehhalten selm, die eam alle spinnfeind san. ‘n Anfang ham ma g‘macht. Sobald d‘ Leich vorbei, pack‘ ma‘n auf andere Weis‘ an. Für heunt adies!“

„Und wir zwoa machen auf Mitterfels zua,“ sagte der Ödl zu Vitus. „Bal‘s Zeit is, tuat‘s uns Botschaft,“ fuhr er zu den andern gewendet fort.

„Na, na!“ rief die Zieglerin. „Ös zwoa bleibt‘s in mein‘ Häusl, da soll enk nix abgehn. In dem Haus, wo der Bua auf d‘ Welt kömma is, da soll er sie wieder erhol‘n von dem Schrecken, den er heunt ausg‘standen hat.“

„Und wir sorg‘n für d‘ Mahlzeit,“ sagte der Dörflschneider; „da wird nix mehr disputiert.“

Vitus blickte traurig auf Bärbl, die ihm freundlich und unter Tränen zunickte.

„Fürcht‘s enk denn nöd vor mir, wo doch mei‘ Vata –“ Vitus stockte.

„Sei staad! red nix so Dumm‘s!“ unterbrach ihn die Häuslerin.

„So bleib‘n ma halt!“ entschied der Ödl. „Da könnma ma uns aa glei‘ nue g‘wandten. I hon ma‘s scho‘ sag‘n lassen z‘ Mitterfels, daß der Dörflschneider so schöne Montur‘n macht. Wir san scho‘ mit Geld versehn.“

„I will enk scho‘ z‘ sammrichten am Glanz,“ meinte der Schneider lachend. „Ob aber mei‘ Montur ‘n Vitus so guat steht wie die böhmisch‘ Tracht, dös möchte i nöd b‘haupten.“

„Er muaß sie jetzt boarisch trag‘n,“ sagte der Ödl. „Sei‘ Zeit is da, wo er zum Militär muaß; da kimmt er zur Musi, da geht‘s eam nöd schlecht. Gelt, Vitus!“

Aber Vitus hatte heute für nichts mehr Interesse. Die ihm so plötzlich gewordene Aufklärung über das Schicksal seines Vaters erfüllte sein ganzes Denken. Nur als ihm Bärbl vor dem Häuschen der Zieglerin die Hand zum Abschied reichte, erhellte sich etwas sein Gesicht. Dann folgte er der Zieglerin ins Haus. Auch Bärbl ging stillsinnend allein ihrem Hause zu; sie war gleichfalls heftig bewegt.

Ihr Stiefvater merkte dies wohl, und als sie so weit entfernt war, daß sie es nicht mehr hören konnte, sagte er zu dem alten Guckkastenmann:

„Dös is a dumme G'schicht, daß grad die zwoa junga Leut'ln fürananda wie g'schaffen san.“

„I hab' mir's aa scho' denkt,“ erwiderte der Alte. „Und er hätt' a so a guldens Herz, mei' Bua –“

„Grad wie d' Bärbl,“ vollendete der andere.

„Ja, ja, z'samm'passen taaten's,“ sagte der Alte, „aber – halt aber – über den Stoa' kömma s' nöd ummi, wenn s' an eanere Väter denken.“

„Laß ma's 'n Himmi über!“ versetzte der Dörfelschneider; der hat's no' anemal g'richt', wie's recht und guat is.“

V.

Schon in der nächsten Stunde war es im ganzen Dörfchen bekannt, daß der hübsche Konzertinaspieler von Oberaltaich der Sohn des im Zuchthaus sitzenden Holzer Vitus sei und wie er das erst heute in seinem Geburtshause erfahren und es ihn so furchtbar angegriffen habe, daß er sich krank zu Bett legen mußte. Dem unverschuldeten Leid öffnet sich stets das Herz des Volkes und es gab wohl kein Haus in ganz Obermennach, wo man nicht Anteil nahm an dem traurigen Geschick des Burschen und bereit war, in irgend einer Weise diese Anteilnahme zum Ausdruck zu bringen. So schickte eine Familie eine alte Henne zur Zieglerin, damit sie dem Erkrankten eine gute Suppe bereite, eine andere ein Töpfchen Honig, eine dritte Butter, Schmalz, Eier, andere Mehl, Weißbrot, ein junges Huhn und noch vieles andere, alles Zeugnis von dem gesunden Gemüte des Bauern, auf den der Städter und Gebildete oft so stolz herabblickt, weil er ihn keiner tieferen Regung für fähig hält; es verstehen ja die meisten nicht, dem Herzschlag des Volkes zu lauschen. Auf solche Weise war die Küche der Zieglerin, wo sonst nur Hirgstmilch, Knod'n (Knödl), Kraut und Brein (Hirse) die tägliche Nahrung bildeten, so gut bestellt wie noch nie, so lange sie wirtschaftete. Aber was half das alles! Vitus hatte keine Lust zum Essen. Das tragische Schicksal seiner Eltern erfüllte sein ganzes Denken und nur mit aller Mühe vermochte es seine Umgebung, ihn dahin zu bringen, daß er einige Bissen zu sich nahm, um wieder zu Kraft zu kommen.

Bärbl war wohl am besorgtesten um ihn. Sie schleppte herzu, was sie nur für gut fand, und fragte des Tages wohl zwanzigmal, wie es mit dem Kranken stünde. Der Dörfelschneider aber hatte den Doktor von Konzell mit eigenem Fuhrwerk geholt, der jedoch keine eigentliche Krankheit bei dem Burschen vorfand, wohl aber eine große Erregung der Nerven, die er mit beruhigenden Mitteln zu bannen suchte.

Für die Dörfler gaben alle diese Ereignisse den unerschöpflichen Stoff zur Unterhaltung. Auch der Auftritt am Sterbebett im Woferlhofe wurde rasch allgemein bekannt und es fehlte nicht an solchen, welche den Woferl jeder Schurkerei für fähig hielten, während sie sich plötzlich wieder erinnerten, daß der verurteilte Holzer früher niemand etwas zuleide getan und glücklich mit seinem Weibe gelebt hatte von der Zeit an, wo er gelegentlich der Ernte, die stets böhmische Arbeiterinnen nach den Getreidegegenden des Donaugaus führt, kennen gelernt, bis zu jener Unglücksstunde, die sie getrennt.

Andere wollten schon wissen, daß die Gendarmen im Begriffe seien, den Woferl zu holen, oder daß es schon geschehen sei, kurz, ein Gerücht schlug das andere und seit langem war es in dem Dörfchen des Vorwaldes nicht so „unterhaltend“ gewesen wie eben jetzt. Zahlreicher als je stellten sich gegen Abend die Leute zur Totenandacht auf dem Woferlhofe ein, um bei dieser Gelegenheit auch dem Bauern ins Gesicht blicken zu können. Dieser jedoch tat ihnen den Gefallen nicht, sich sehen zu lassen. Er ließ den Betenden wohl nach jedem Rosenkranze Bier, Branntwein und Brot verabreichen, er selbst aber kam nicht in die Totenstube. Dagegen

hatte er Auftrag gegeben, daß sein Sohn mit allem Pompe beerdigt werden sollte, wie es einem vermöglichen Bauernsohne gezieme. Aus eigenem Antriebe taten sich sechs Jünglinge zusammen, um den Kameraden zur letzten Ruhestätte zu tragen. Kinder brachten aus Wiesenblumen gewundene Kränze und schmückten damit den Sarg. Die Musikkapelle von Mitterfels war mit ihren Blechinstrumenten zugegen und drei Geistliche im Trauerornat erster Klasse gaben der Leiche das Geleite. Fast alle Dörfler waren zugegen, nur einer fehlte und das war der Vater – der Woferlbauer.

Derselbe lag zu Bette. Fieberschauer schüttelten ihn und wie der Arzt nicht unschwer erkannte, so war nicht Schmerz um den erlittenen Verlust allein die Ursache, sondern eine quälende Gewissensangst, wie sie nur Schuldbeladenen eigen.

Als der Bauer das Trauergeläute hörte, den Gesang der Geistlichen vernahm, dann der Trauermarsch einsetzte und sich immer weiter und weiter entfernte, dem Freithofe zu, nach welchem sein einziges Kind getragen wurde, ohne von einem einzigen Verwandten, sondern nur von fremden Leuten begleitet zu werden, da überkam ihn eine weiche Stimmung. Er wollte etwas Gutes tun, um den nagenden Wurm in seinem Innern teilweise zum Schweigen zu bringen.

Er rief nach der Magd, die allein zur allenfallsigen Wart des Bauern vom Leichenzuge zurückgeblieben war. Er trug ihr auf, den alten Mann zu holen, welcher, wie er bereits wußte, mit seinem Enkel bei der Zieglerin beherbergt sei; er habe mit ihm zu reden.

Etwa eine Viertelstunde später erschien der alte Guckkastenmann und fragte mit ernster Miene:

„Du hast nach mir g’schickt, Bauer, – was willst von mir?“

„Nix will i,“ entgegnete Woferl, „aber i hon a guate Eingebung g’habt. Setz di nieder und hör! I woäß ‘s ja, daß mein Zeugnis damals ‘n Vitus am schwersten getroffen hat, aber halt i hon’s auf Eid aussagen müassen, und da hoäßt’s Wahret sag’n.“

„Ja, d’ Wahret!“ wiederholte der Alte scharf, als Woferl aussetzte und seinen Blick zur Seite wandte.

„No’ also! Hart g’nua is’s ma ankömma und seit i am Bogenberg ‘n Vitus sein Buam g’sehn hon, laßt’s mir koa’ Ruah mehr – i möcht eam ebbas Guats tuan.“

„Du – ‘n Vitus?“

„Ja. I hon koan Sohn mehr, i hon koa’ Freundschaft (Verwandte), und wenn i heunt d’ Augen zua mach, hat mei’ Sach koan Herrn mehr. Und da bin i willens, dein’ Tochtersonn als Irb’n (Erben) einz’setzen. No’ mehr, i will eam scho’ jetzt übergeben und b’halt mir nur mein Ausgeding vür. I selm schlag z’ Straubing mei’ Hirwa auf, denn i will furt von da, i möchte frei sei’, frei von allem!“

„Moanst, wennst furtziagst von da, du bist nacha aa frei von dera Schuld, die ‘s d’ auf’n G’wissen hast?“ fragte der Alte mit feierlicher Stimme. „Die’ G’wissen ziagt mit dir, wohin d’ aa gehst, dös bedenk, Woferl, und willst was guatmachen an mein’ Tochterbuam, ‘n Vitus, so gibt’s nur oans – nur oans! Nur dös oane nimmt er an von dir: die Ehr von sein’ Vater – sein Vater selm gib eam z’ruck, den du in Schand und Elend bracht hast!“

„I?“ fragte Woferl kleinlaut.

„Ja, du!“ rief der Alte. „Du hast’n g’haßt, weil er di amal trischakt (geprügelt) hat, weilst meiner Tochta an schlimma Antrag g’macht hast. Durtmals scho’ hast die g’äußert: „Den und sei’ ganze Bruat richt’ i z’grund!“ Und nacha hast ang’fangt, sein’ Nachbarn, ‘n Pfeffer, auf’hetzen, hast eam vorg’logen, der Vitus hätt’ eam was Schlecht’s nachg’sagt und hast die zwoa ananander bracht. Und z’ Mitterfels dort bist aa dabei g’wen. Da hast’n Pfeffer durch deine Reden aufbracht, er hat in d’ Wut eini trinken und zum Unglück is eam am Hoamweg der Vitus begegnet. Sie san in Streit kömma im Waldl oder der Schlucht –“

„So hat’s der Vitus erzählt,“ versetzte Woferl.

„Ja, und ‘n Vitus glaub’ i. Sei’ Unglück war’s, daß der Pfeffer viel Geld bei sich g’habt hat, dös er von an Hypothekgläubiger an demsel’n Tag hoamzahlt kriegt hat. Aber davon hat der

Vitus gar nix g'wußt. Im Waldl drinn hat'n der Pfeffer jählings g'stellt, hat mit sein Stecken auf eam eing'schlag'n, daß er sie nimmer z' helfen g'wußt hat. Da hat er's Messer zog'n und ob der Pfeffer drein g'rennt is oder ob er selm zuag'stochen hat, dös hat er nimmer g'wußt. Er hat sie einbild', der Pfeffer is über'n Stoahaufa g'fall'n, an dem 's g'rauft ham – im Rausch z'sammg'fall'n, und er hat g'macht auf hoamzua. Am Brunn' hat er sie dort sein Kopf g'waschen, denn der Pfeffer hat'n arg dahaut. Weil sei' Wei' fort war auf der Wallfahrt, hat er koa' Hilf g'habt – er is im Fiaba lieg'n blieb'n auf sein' Bett, bis 'n am andern Tag d' Gendarm g'holt ham. Erst in der Fronfest z' Mitterfels hat er's erfahren, daß er 'n Pfeffer soll ausg'raubt und umbracht hab'n.“

„I woäß 's,“ entgegnete Woferl, seine Augen zu Boden schlagend.

„Und du woäßt aa, daß a zwoater zu dem Platz is kömma, wo der Pfeffer g'leg'n is, und daß eam der d' Geldkatz und d' Uhr g'nomma hat. Aber du hast auf Eid ausg'sagt, du hätt'st 'n Vitus g'sehn, wie er d' Geldkatz in sein Misthaufen vergrab'n hat, und dös war a Lug!“

„Wer soll's denn sunst vergrab'n hab'n?“ fragte Woferl, lauend nach dem Alten blickend.

„Wer? Der 'n Pfeffer ausgrabt und in d' Schlucht awig'worfen hat. I wollt wetten, der Pfeffer is no' gar nöd tot g'wen, der Raubg'sell hat'n erst umbracht, der gottvergess'ne!“

„Dös is nöd wahr!“ rief Woferl, sich vergessend. Erschrocken über seinen unvorsichtigen Ausruf und fühlend, wie des Alten Augen scharf auf ihn gerichtet waren, suchte er sich zu verbessern, indem er hinzusetzte: „I moan, dös hat neamd b'haupten kinna – neamd hat's g'sehn!“

„Oana hat's g'sehn!“ rief jetzt der Alte, sich erhebend. „Oana hat's g'sehn, Woferl!“

„Warum is der nöd kömma als Zeug'?“ fragte Woferl frech und doch dabei zitternd.

„Er kimmt – verlaß di drauf! Ja er is scho' kömma am Bogenberg; da hat er mir'n zoagt, den wahren Schuldigen!“

„Am Bogenberg? Und du moanst, du kennst den andern?“

„Den kenn i jetzt ganz g'wiß!“

„So nenn' mir'n!“

„Dir vordersamst nöd. Aber wem andern. I geh –“

„Wo gehst hin?“ fragte Woferl rasch.

„Dös wirst bald hören!“ entgegnete der Alte und verließ die Stube.

Dem Zurückbleibenden war es zumute, als wenn das Haus über ihm zusammenstürze.

„Warum hat mi der Teufl auf'n Bogenberg führ'n müassen!“ rief er jetzt. „'s is koa' Frag, i hab' mi verraten. Der Alt' laßt nimmer aus. Er wird mit d' Gendarm über'n Hals schicken, no' eh' die drei Ämter (Messen) für mein' Hannes vorbei san.“

Angsterfüllt blickte er hinaus auf die Straße, ob er niemand Verdächtigen kommen sehe. Dem Geläute nach hatte soeben das zweite Amt in der Kirche begonnen. Er gab sich Mühe, für die Seele seines Sohnes zu beten, aber es war ihm, als riefen ihm höhnische Stimmen zu: „Dei' braver Sohn braucht koa' Gebet von dir; bet' für di', wennst d' kannst!“ Aber er konnte nicht. Immer mußte er der Drohung des Alten gedenken.

„Fort! Fort!“ rief ihm eine innere Stimme zu. Aber wohin? Die Knechte waren in der Kirche. Er selbst fühlte sich zu schwach, um das Schweizerwägelchen aus dem Schuppen zu ziehen und das Pferd einzuschirren, und wo wollte er hin? Seine Flucht wäre ja ein Geständnis. Aber von den Gendarmen geholt werden – nein!

Er horchte auf. Schwere Tritte wurden hörbar, ein Klirren und Rasseln von Ketten – die Gendarmen kamen wohl schon?

Mit einem Schrei stürzte er ohnmächtig zu Boden.

Auf den Schrei hin öffnete sich die Türe, erschrocken blickte die Magd herein. Sie hielt eine Kette in der Hand, mit welcher sie ein Stück Vieh anlegen wollte. Als sie den Bauer, sie wußte nicht, ob tot oder ohnmächtig, so daliegen sah, schrie auch sie laut auf, und ohne sich um ihn näher umzusehen, lief sie schnurstracks zum Pfarrhause, um den „Herrn“ zu holen.

Der Pfarrer, welcher das erste Amt gehalten, trat gerade aus der Kirche und folgte ihr sofort zum Hofe des Woferl.

Während dieses kurzen Zeitraumes hatte sich das Geschick des Bauern unvermutet schnell erfüllt. Auf das Geschrei der fortlaufenden Dirn hin erwachte er aus seiner kurzen Ohnmacht. Er erhob sich langsam und schaute wieder verstohlen durch Wegheben des Vorhanges zum Fenster hinaus. Da sah er auf dem Wege von Mitterfels her den ihm wohlbekannten Gendarmeriekommandanten kommen. Er sah, wie der Bürgermeister, soeben aus der Kirche tretend, mit demselben sprach und da kam auch schon der alte Guckkastenmann auf die beiden zu.

Er wollte nicht mehr sehen. Die Jagd auf ihn hatte begonnen, das fühlte er, dessen war er gewiß. Aber sie sollten ihn nicht lebendig fangen! Der Wahnsinn hatte ihn erfaßt. Er griff nach seinem Messer und wollte es sich ins Herz stoßen, aber es fehlte ihm der Mut, die Kraft dazu. Dafür schnitt er sich die Schlagader am linken Arm und die Pulsader an der rechten Hand durch und hoffte so durch einen schmerzlosen Tod von dieser ihm jetzt zum Ekel gewordenen Erde gehen zu können.

Als der Pfarrer eintrat, fand er ihn in seinem Blute auf dem Bette liegen. Der Geistliche erkannte sofort die Lage, nahm die nächstbesten Tücher und band damit die Wunden zu. Zugleich befahl er der Magd, Leute herbeizurufen. Die erwünschten Leute waren bereits da. Als der Bürgermeister und die beiden andern Männer den Pfarrer, gefolgt von der Magd, zum Woferlhof eilen sahen, folgten sie sofort nach. Auch der Dörflschneider war soeben des Weges gekommen und schloß sich ihnen an. Laut jammernd hieß sie die Dirn in die Stube treten, wo sie den Pfarrer um den Bauern beschäftigt fanden.

Der Bauer hatte die Augen geöffnet. Er blickte auf die ihn Umstehenden. Er fühlte, daß sein Lebenslicht dem Erlöschen nahe sei.

„Woferl,“ sagte jetzt der alte Guckkastenmann, „beim allmächtigen Gott, vor dem du in der nächsten Stund‘ stehst, g’steh’s ein, daß der Vitus unschuldi is am Raubmord vom Pfeffer. Gib der Wahret d’Ehr und ‘n Vitus d’ Freiheit!“

„Gott wird dir gnädig sein im Jenseits, wenn du bekennst, was wahr ist,“ fügte der Pfarrer hinzu.

Der Sterbende sah ihn mit einem eigentümlich fragenden Blicke an. Dann sprach er leise wie ein Beichtender:

„Wahr is, daß der Vitus nur aus Notwehr g’handelt hat. Es is, wie er g’sagt hat. I hon ‘n Pfeffer nachträgli um’bracht und beraubt. I hon an‘ Meineid g’schwor’n. Gott hat mi g’straft dafür! Gut und ung’scheh’n kann i nix mehr machen. So vermach i mei‘ Hab und Guat, wie ‘s geht und steht, der Bärbl und ‘n Vitus zu gleichen Teilen. Holt’s ‘n aus’n Zuchthaus – i laß ‘n bitten, er soll mi nöd verfluchen – i möcht hin, wo mei‘ Hannes is –“

Die Kraft verließ ihn. Er konnte nicht weitersprechen. Der Kopf fiel ihm zurück, die Augen schlossen sich. Vom Turme wurde das dritte Amt eingeläutet. Die Anwesenden waren tief ergriffen auf die Knie gesunken und hörten auf das Gebet des Geistlichen. Der Bauer aber hörte nichts mehr – er hatte zu atmen aufgehört.

Der Bürgermeister nahm sofort ein Protokoll auf, über die letzten Geständnisse und das Vermächtnis des Verstorbenen und ließ dasselbe durch alle Anwesenden unterschreiben. Dann nahm er, bis das Gericht erscheinen würde, sofort Besitz von dem ganzen Anwesen.

Der alte Guckkastenmann aber eilte mit fast jugendlicher Frische zum Häuschen der Zieglerin, um dem sich heute etwas kräftiger fühlenden, sich im Gärtchen sonnenden Enkel die unendlich frohe Botschaft zu bringen, daß sein Vater unschuldig an Mord und Raub sei und ihm jetzt frei zurückgegeben werden müsse, ohne daß sie für ihn erst um Gnade zu bitten brauchten. Der Alte weinte vor freudiger Rührung.

„Wenn nur d’Eliska dös no‘ dalebt hätt!“ rief er ein über das andere Mal.

Auch Bärbl kam, sobald sie von dem Stiefvater gehört hatte, was im Woferlhofe vorgegangen, herzu und drückte dem Burschen die Hand.

„Jetzt trau i mir dir wieder in d'Augen z'schau'n,“ sagte Vitus.

„Dös hätt'st aa dürfen, wenn's anders g'wen wär,“ versicherte Bärbl treuherzig. Aber sie fühlte doch, daß es so besser sei. „I verhoff, du bleibst jetzt ganz bei uns?“ fragte sie dann.

„I wüßt mir koa' liabers Platzl,“ bekannte der Bursche. „Vordersamst aber geh' i mein Vata z'hol'n. San ma nacha no' so guat aufg'nomma im Dörfl da wie jetzt, nacha geh' i freiwilli nimmer furt, b'sunders wenn du mir so guat bleibst wie die etli Tag, die wir uns kenna.“

„I bleib dir's! G'wiß bleib i dir's!“ versicherte Bärbl eifrig, ihn zärtlich anblickend. –

Der übliche Leichentrunk, welcher im Vorwalde mit großem Aufwande an Speisen und Getränken beim Dorfwirt auf Kosten der Hinterbliebenen vor sich geht und auch vom Woferbauer, wenn auch mit Widerwillen, angeordnet worden war, wurde nun allerdings dadurch, daß der Bestgeber nun selbst eine Leiche war, wesentlich beeinträchtigt, indessen nahmen die meisten keinen Anstand, dem Gebrauche nachzukommen, da viele, von weit hergekommen, sich notwendig durch Speise und Trank stärken mußten. Indessen war wohl noch niemals über einen Bestgeber so viel Übles gesprochen worden, während man auf seine Kosten zechte, als bei diesem Leichentrunk. Ein jeder wußte von ihm etwas Schlechtes, während man allgemein für den unschuldig verurteilten Vitus Partei nahm und ihn aufrichtig bedauerte. Daß Vitus und Bärbl im letzten Augenblick vom Selbstmörder als Erben bestimmt wurden, hielt man nur für recht und billig. Es war jedenfalls eine wenn auch verhältnismäßig nur geringe Entschädigung für den armen Gefangenen, wie für die Tochter des Ermordeten.

Die Dörfler machten unter sich aus, den Holzer Vitus bei seinem Eintreffen in der Heimat auf das ehrendste zu empfangen und willkommen zu heißen. Jeder wollte ein Freund, ein guter Kamerad von ihm gewesen sein und oft und wiederholt wurde auf sein Wohl und auf das seines Sohnes getrunken.

Die Ankunft der Gerichtskommission änderte dann den Stoff der Unterhaltung.

Die meisten der Trauergäste schlugen erst in später Nachmittagsstunde sehr „fidel“ ihren Heimweg ein.

Andern Tags ward am frühesten Morgen in aller Stille der Woferl in einer Ecke des Freithofes beerdigt. Nur wenige Neugierige standen an seinem Grabe. Aus Pflicht und innerem Drange aber waren der Bürgermeister und Bärbl zugegen. Diese verzieh dem Toten das furchtbare Weh, das er über ihr Haus gebracht, und stimmte mit Andacht in den Schluß des Gebetes ein: „Der Herr gib ihm die ewi Ruah!“

VI.

Drei Jahre sind hinübergezogen, seit der unschuldig verurteilte Holzer auf freien Fuß gesetzt und in die Heimat zurückgekehrt war. Allerdings war der einst so kräftige Mann, obwohl er erst in den Vierzigern stand, eine abgehärmte Greisengestalt und seine Angehörigen hatten in der ersten Zeit große Sorge um ihn. Die Freude an seinem Sohne war es zumeist, welche ihn die ihm widerfahrene schreckliche Unbill teilweise vergessen machte, wenn überhaupt von einem Vergessen nach fünfzehn aus dem schönsten Lebensalter gerissenen Jahren die Rede sein konnte. Der Staat, welcher auf ein falsches Zeugnis hin ihn verurteilt, hatte keinen Paragraphen gefunden, den Unschuldigen in irgend einer Weise zu entschädigen. Er verlangte auch keine Entschädigung, denn was sollte ihm Geldeswert? Ward ihm ja doch von der Hinterlassenschafts-Kommission Woferls gesamtes Besitztum und Barvorrat in Gemeinschaft mit Bärbl zugesprochen und übergeben. Aber er hätte es nicht über sich bringen können, in dem Besitztum „seines Mörders“, wie er Woferl nannte, sich zufrieden zu finden; von gleichen Gefühlen war auch Bärbel erfüllt und sobald diese großjährig geworden, vereinbarte sie mit dem Mitbesitzer, das Anwesen zu verkaufen und nur einen gewissen Grundkomplex zu behalten, um die eigene Ökonomie vergrößern zu können.

Der Holzer Vitus fühlte sich nur behaglich in seinem früheren Anwesen, dem jetzigen Zieglerhäusl, das er im Laufe der Zeit auch von der Besitzerin erwarb, zumal auch sein Sohn an dieser Stätte, wo er als Kind gelebt und wo dereinst seine Mutter gewirtschaftet, mit ganzer Seele hing. Und noch etwas erfüllte sein ganzes Herz, die Liebe zu Bärbl. Diese sorgte im Verein mit der Zieglerin, welche im Häuschen wohnen blieb, um die Wirtschaft zu führen, für die Pflege des alten Ödl und seines sich nur langsam von langer Kerkerhaft wieder erholenden Schwiegersohnes, während Vitus seiner Militärflicht zu Straubing genügte. Daß der Holzer, der Dörfleschneider und seine Stieftochter an Feiertagen da öfters zu Besuch nach der Stadt kamen, war selbstverständlich. Vitus war bei der Musik eingereiht und füllte seine Stellung zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten aus.

Nun war seine Dienstzeit abgelaufen und er durfte wieder nach Hause. Es war Pfingstmontag, als er, zum letztenmal in den sogenannten Pfingsturlaub gehend, mit den Seinigen auf dem Bogenberge zusammentreffen wollte. Schon in frühester Morgenstunde war er von seiner Garnison aus mit einem Schiffe bis Bogen gefahren und dann den Berg hinaufgestiegen bis zu der Stelle am Brünnelein, wo er vor drei Jahren Bärbl zum erstenmal gesehen. Hier erwartete er seine Landsleute, die auch heuer, wie alljährlich an diesem Tage, „mit dem Kreuze“ hierher kamen. Der Himmel wölbte sich in wunderbarer Reinheit über das schöne Bayernland und wie damals grünte und blühte die ganze Natur in voller Herrlichkeit des schönen Maien.

Der junge Mann durfte nicht lange warten. Schon sah er die Mennacher Gemeinde, den Kreuzträger an der Spitze, den Berg herauf sich nähern und dann an ihm vorüberziehen. Vergebens suchte er nach den Erwarteten. Erst eine Strecke hinterdrein kamen sie langsamen Schrittes daher, Ödl und Vater und auch Bärbl mit ihrem Stiefvater, dem Dörfleschneider. Den beiden ersteren wurde das Steigen ziemlich sauer.

Der junge Mann in seiner schmucken Uniform ging ihnen eilends entgegen und begrüßte sie lebhaft.

„Bärbl,“ sagte er dann, des Mädchens Hand erfassend, „vor drei Jahr'n um diesell Zeit bist mir da in d' Arm g'fall'n wider Willen; aber seit der Zeit hast mir's anto'.“

„Und du mir,“ versetzte Bärbl ohne Zögern.

„No', so brauch't's ja weiter nix,“ lachte der Ödl. „Wär's nöd um d' Leut, saget i glei: fall eam wieder eini! aber nöd wider Willen –“

„Der Vitus woäß's scho' a so aa, daß i eam g'hör,“ versetzte Bärbl; „dös hoäßt, wenn er mi no' mag, nachdem er jetzt so militärisch stolz ist,“ fügte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu.

„Bärbl!“ rief jetzt der Bursche, „der Himmel hat uns z'sammg'führt, und 's Militär, überhaupt nix in der Welt kann uns mehr trenna.“

„Und somit macht's halt Anstalt zur Hochzet,“ sagte der Dörfleschneider. „Wir Herrn Eltern san damit einverstanden und geben unser' Einwilligung mit Freuden. Gel, Holzer?“

Dieser nickte nur gerührt und unter Tränen mit dem Kopfe. Mit Stolz blickte er auf seinen Sohn, dessen Anblick ihn entschädigte für vieles Schlimme, das er zu erdulden gehabt. Dann legte er die Hände der jungen Leute ineinander und seine Lippen bewegten sich zu einem frommen Segenswunsche.

„Also steig'n ma auffi auf d'Höh und dank' ma der Himmelmuatta, daß's alles so schö' zu unserm Besten g'wend't hat,“ mahnte der Ödl. „Nacha halt'n ma 'n Verspruch beim Klosterwirt zu Oberaltaich, wo wir vor drei Jahr'n so gemüatli beisamma war'n.“

„Dort sing ma nacha wieder dös Lied vom Wald,“ sagte der Dörfleschneider, „von unserm schöna Boarnwald!“

„Ja, dös Liad, mei' Leibliad is 's gwen von jeher,“ sagte der Holzer Vitus. „Wie oft hon i 's vor mi hin g'summt in meiner großen Einsamkeit und mit g'schloss'ne Augen dabei traamt vom Wald, von meiner liaben Hoamet, die i nimmer z'schau'n g'hofft hon und die mir jetzt zum Paradies wor'n is durch enk und enka Liab.“

Im Klostergang zu Oberaltaich ward denn auch an jenem Tage dieses schöne Volkslied aus mehr denn hundert Kehlen gesungen, mit ganz besonderer Andacht und Rührung von den Angehörigen und der Freundschaft des Holzer Vitus, von denen es noch heute fröhlich hinein klingen mag in die herrliche Gebirgslandschaft des Bayerischen Waldes:

Im Wald, im Wald, im grünen Wald,
Da jauchzt mein Herz voll Wonne;
Da ist mein liebster Aufenthalt,
Wo's Vöglein singt, das Lied erschallt
Im Wald, im grünen Wald.